SUMPFGEBLUBBER

100

INHALTSVERZEICHNIS

Beiträge

Seite

Peter Emmerich
Vorwort 2
- Projekt I – DIA-NARES Horden
- Projekt II – Tolkien in Oxford

Christina Schwanitz/Harald Schäfer
DIA-NARES Horden 4

Tanja Emmerich
Tolkien und Oxford 45

Ausschnitt SUMPFGEBLUBBER 14 51

Illustrationen

Josef Schwab 1, 3, 8, 13, 15, 18, 20, 21, 36, 52
Jean-Baptiste Debret (1768-1848) 27
Anonymus 45
Tanja Emmerich 46, 47, 49, 50

IMPRESSUM:
Das SUMPFGEBLUBBER 100 ist das interne Forum der SUBSTANZ VON MHJIN (Spinne, Fledermaus & Gargyle). Es wird herausgegeben durch (auch verantwortlich in Sachen des Presserechts) Peter Emmerich, Wittmoosstr. 8, 78465 Konstanz, Tel.: 07531.91291 (g) eMail: siehe Kontaktformular unter http://substanz.markt-kn.de
Der V.i.S.d.P. als Herausgeber des SUMPFGEBLUBBER haftet gegenüber dem Fantasy Club e.V. Darmstadt, dass alle Beiträge/Bilder etc. keine Rechte Dritter verletzen.
Das Copyright aller Beiträge, Illustrationen und Fotos verbleibt bei den Autoren/den Zeichnern.

Vorwort

Die Schatten der Nacht über Euch!

Liebe Freunde,

hier ist sie nun also, die Nummer 100 des SUMPFGEBLUBBER!

Lange Zeit habe ich überlegt, was ich denn in dieser Jubiläumsnummer bringen könnte. Keine Statistik, keine Infos, welche eh über die Webseite nachzulesen wären – dies stand von Anfang an fest! Auch sollte die Nummer sich von den regulären Clanzine-Ausgaben abheben. Wie schwierig das werden würde, hatte ich mir allerdings nicht vorgestellt:
Ein erster Wunsch war es, von den Ex-Herrschern so etwas wie ein Grußwort oder sogar einen Beitrag zu bekommen – hat aber letztendlich nicht geklappt! Dann hatte ich zwei "Reserve-Ideen", deren Ergebnis nun in der vorliegenden Ausgabe veröffentlicht sind:

Projekt I – DIA-NARES Horden

Daran erinnern sich wirklich nur noch die "Altvorderen". Im Januar 1986 erschien das SUMPFGEBLUBBER 14 mit den ersten zwei Kapiteln von *DIA-NARES Horden*, geschrieben von **Harald Schäfer**. Harald war 1985 zum Lord ernannt worden und hatte daraufhin den zweiten SUBSTANZ-Clan unter dem Banner der Fledermaus gegründet. Mit dieser Geschichte wollte er einen Enzybeitrag leisten, der die Herkunft der blauhäutigen Liolin erklären sollte. Alle damaligen Mitglieder waren von der Story sehr angetan, zumal **Josef "JoSch" Schwab** einige Bilder zu der Geschichte gezeichnet hatte.
In der damaligen Zeit fanden recht häufig gegenseitige Besuche statt, es gab so etwas wie eine Achse Konstanz-Nürnberg-Salzburg. Bei diesen Besuchen machte Harald immer wieder Andeutungen, wie er sich den Fortgang der Geschichte vorstellte, woraufhin JoSch dann das Bild des 'Mädchens hinter Gitter' fertig stellte.
Aber es kam nie eine Fortsetzung! Dies ging

sogar soweit, dass sich die Frage nach der Fortsetzung zu einer Art 'Running Gag' entwickelte, die bei jedem der Besuche zur Tagesordnung gehörte. So erschien dann auch im August 1986 in SUMPFGEBLUBBER 18 der folgende Comic von JoSch:

Wir wollen jetzt übersehen, dass es anstelle von "Moruul" natürlich "Morguun" heißen sollte.
Die Jahre gingen ins Land, meine große Pause kam und letztendlich zog auch Harald sich zurück. Aber *DIA-NARES Horden* vergaß ich nicht!
Irgendwann kam ich auf die Idee, **Christina Schwanitz** zu fragen, ob sie sich nicht vorstellen könnte, die Geschichte für das SG 100 zu Ende zu bringen. **UND SIE TAT ES!**
In nächtelanger Arbeit – und wirklich auch auf den letzten Drücker – wurde die Geschichte soweit fertig, dass ich sie hier – zusammen mit den Originalillus von JoSch - präsentieren kann. Christina hat zweifelsfrei der Geschichte ihren eigenen Stempel aufgedrückt, aber man muss neidlos anerkennen, dass die Handlung widerspruchslos in das Gesamtkonzept der SUBSTANZ passt. **Hiermit also ein DANKE von allerhöchster Stelle!** – Und jetzt bin ich natürlich neugierig darauf, was Harald dazu sagen wird!

Projekt II – Tolkien in Oxford

Als mir meine Tochter Nr. 1 (**Tanja**) verkündete, dass sie ihr letztes Studiensemester nebst Diplomarbeit in Oxford machen wird, gab ich ihr den Auftrag, die Stätten zu fotografieren, in denen **J.R.R. Tolkien** verkehrte und die heute noch existieren. Dabei herausgekommen ist ein 6-seitiger, bebildeter Artikel, der perfekt in die Jubiläumsnummer passt. **Auch an sie ein Dankeschön!** – Das war übrigens ihre allererste Arbeit für FOLLOW!

Jetzt hoffe ich, dass ich mit der Jubiläumsnummer den Erwartungen gerecht werden konnte und mir bleibt nur noch eines zu sagen: viel Spaß beim Lesen

Follow FOLLOW

DIA-NARES HORDEN

Betrachtungen von Christina Schwanitz

Einführung

Die nachfolgende Story "*Dia-Nares Horden*" (Epilog, Kapitel 1 und 2) von Harald Schäfer erschien als SUMPFGEBLUBBER 14 im Januar 1986. Geplant war ein "kleiner Roman" über mehrere Kapitel, welcher den Untergang der Liolin in ihrer Heimatwelt Tarra-Gon, ihre Rettung durch die Substanz (Mhjintrak Morguun) und ihre Reise durch das Weltentor nach MAGIRA, aufzeigen sollte.

Anstelle die Geschichte zu Ende zu bringen, schrieb Harald für SUMPFGEBLUBBER 15 die Story "*Der Tempel am Ende des Seins*", in welcher bereits Morguun auf Tarra-Gon gefangengesetzt und durch die Liolin im Weltenbaum bewacht wurde. Diese Geschichte fand auch Einzug in den YDDIA-Enzyband, Seite 49ff.

Trotz jahrelanger Bitten an Harald, die begonnene Geschichte endlich zu Ende zu bringen, hatte er wohl den Faden und auch die Lust daran verloren. Erst im Juni 1991 mit SUMPFGEBLUBBER 50 nahm er mit "*Maras Brief*" (aktuell "*Maraneiras Brief*") den Faden wieder auf und brachte wenigstens eine Zusammenfassung des damals geplanten Geschehens (nachzulesen im YDDIA-Enzyband, Seite 39ff).

Bereits 1985 schuf Josef 'JoSch' Schwab zwei Zeichnungen, die in der Fortsetzung der Geschichte verwendet werden sollten: ein Bild der "kleinen Echse" und ein Bild der "gefangenen Schönen hinter Gittern".

Vorbemerkungen

Im September 2011 sprach mich Peter Emmerich darauf an, ob ich Interesse hätte, die von Harald Schäfer im Jahr 1986 begonnene aber abgebrochene Geschichte der Liolin auf Tarra-Gon zu Ende zu schreiben. Wegen der Arbeit an den Substanz-Enzybänden wurde dieses Projekt aber zuerst auf eine Warteliste geschoben. 2012 holte Peter das Projekt wieder aus der Versenkung, mit dem Ziel, die vollendete Geschichte im digitalen SUMPFGEBLUBBER 100 zu veröffentlichen.

Ein Vierteljahrhundert geht an keiner Geschichte spurlos vorbei. Nicht nur der Zeitgeschmack wandelt sich. Vielleicht würde Harald die Story heute völlig anders schreiben. Nun fiel es an mich, den ökologischen Kollaps der Blauen Wälder und den Exodus der Liolin zu Papier zu bringen.

Die schiere Menge der Exposition in „Dia-Nares Horden“ ist für mich ein deutliches Zeichen, dass Harald die angefangene Erzählung über die Erlebnisse Lissan-Thors nicht als reine „sword-and-sorcery“[1] Geschichte schrieb, sondern sie als Basis für die Enzy der Liolin dienen sollte. Ich stand vor der Wahl, die Masse an expositorischer Hintergrundinformation über die Liolin und ihren Wald in einem von einem Liolin als Ich-Erzähler verfassten Bericht entweder in Fußnoten zu verbannen, oder Haralds Text völlig umzuschreiben (wogegen ich mich entschied). Ich hoffe, ich habe eine zufriedenstellende Lösung gefunden. Bis auf einige nötige Wortkorrekturen habe ich Haralds Text unangetastet gelassen.

Um die Texte nach Quelle zu unterscheiden, wurden die von Haralds stammenden Passagen in blau gesetzt und meine in schwarz.

Die Liolin als Volk

Die drei von Harald Schäfer geschriebenen Stories gaben bereits einen Rahmen vor und legten einen groben Geschichtsabriss der von Harald geplanten Ereignisse auf Tarra-Gon fest. Um diese Eckdaten herum plante ich meine Story. Schnell wurde mir klar, dass sich Haralds Vorstellung von den Liolin im Laufe der

---

[1] Genaugenommen zögere ich, Haralds Tarra-Gon-Geschichten trotz solcher Begriffe wie „Götter“ und „Weltentore“ ins Genre der Fantasy einordnen, denn es fehlt jede Verwendung von Magie als erzählerischem Element. Zugegeben, Fantasy definiert sich nicht allein durch Zauberei, Drachen und Feen, genausowenig, wie sich Science Fiction nicht durch Raumschiffe und Weltraum definiert. Zentrale Themen der Science Fiction sind jedoch die Auswirkungen, die die Existenz neuer Technologien oder der Kontakt mit Außerirdischen auf den Menschen, seinen Körper oder seine Kultur hat. Im Fall der „green Scifi“ steht der Konflikt zwischen Natur und technologischem Fortschritt, die Auswirkung fremder Umweltbedingungen auf menschliche Siedler oder der Einfluss extraterrestrischer oder genetisch veränderter Arten auf die (irdische) Ökosphäre im Vordergrund. Was die Liolin erleben, ist nichts anderes als die zerstörerische Konfrontation mit invasiven Lebensformen.
Fantasywelten sind anthropozentrisch und teleologisch: Die im Kampf zwischen Gut und Böse aus dem Gleichgewicht geratene Welt kann nur durch die Taten des Helden geheilt werden.
Science-Fiction-Universen hingegen folgen Naturgesetzen, die sich nicht um den moralischen Status des Protagonisten scheren.

fünf Jahre zwischen 1986 und 1991 geändert haben musste, vielleicht auch, um die Liolin (als Teil der Fledermaus-Enzy) EWS-tauglicher zu machen. Aus einem baumbewohnenden Naturvolk von Jägern und Sammlern, die in kleinen Familienverbänden in vorindustrieller Idylle im Dschungel von Tarra-Gorn lebten und anscheinend noch nicht einmal Ackerbau kannten, waren rüstungstragende Bewohner steinerner Städte in den Blauen Wäldern auf Magira geworden, die in Armeen organisiert kämpfen. Bereits im Jahr 1986 erhielten die Liolin auf Tarra-Gorn in "*Der Tempel am Ende des Seins*" plötzlich eine Hauptstadt, wenn auch nichts über ihre Ausmaße ausgesagt wird. Ja, selbst in der vorliegenden Geschichte haben sie anscheinend einen Herrscher, Sorun-Tej. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass die Liolin-Sippen untereinander Krieg führen, um sich zu verdrängen.

Man könnte einwenden, dass die Liolin auf Magira, die ja Teil der Substanz sind, erst durch Morguun zu „Bogenschützen in Gold, Blau und Rot mit seltsamen Spitzhüten“ wurden. Auf der anderen Seite hieß es aber auch, dass die Liolin auf Magira weiterhin den Anschein eines echten Volkes aufrechterhalten. Wenn es nicht ihre ureigene Kultur ist, die sie simulieren, welche dann? Wozu sollte Harald sich die Mühe machen, eine Kultur der Liolin auf Tarra-Gorn entwerfen, wenn die Liolin auf Magira dann nur Puppen wären?

So entschied ich mich dafür, diese Widersprüche als gegeben anzunehmen und in der Fortsetzung Erklärungen zu liefern anstatt den Ursprungstext umzuschreiben. Aus diesem Grund sichtete ich das vorliegende Material mit einem Blick auf die Lebensumstände der Liolin auf Tarra-Gon.

Handelt es sich bei den Blauen Wäldern um gemäßigten oder tropischen Regenwald? Laut der vorliegenden Story gibt es kein Unterholz, da kaum Licht zum Boden durchdringt, deshalb leben die Liolin in den Kronendächern. Es kann weder tropischer Trockenwald sein, noch ein Feuchtwald, der zyklisch während der Trockenzeit Laub abwirft und eine dichte Strauchschicht aufweisen würde. Es muss sich also um immergrünen Regenwald handeln, denn es muss rund ums Jahr Bäume geben, die Früchte tragen, andernfalls wären die Liolin gezwungen, Landwirtschaft und Vorratshaltung zu entwickeln.

Nomadischer Wanderfeldbau (im Zusammenhang mit Einschlags- und Brandrodung) im Urwald ist für die Liolin jedoch nicht möglich, da die Familien an ihre Kristallbäume gebunden sind. Die großflächige (Brand-)Rodung von Bäumen zur Schaffung von Ackerfläche sollte für ein Volk, dass in Symbiose mit dem Wald lebt, undenkbar sein.

Trotzdem wäre die Existenz einer Liolin-Stadt nicht unmöglich. Anfang des 21. Jhd. haben Archäologen neue Beweise gefunden, dass die indigene Bevölkerungsdichte der Amazonasregion in präkolumbianischer Zeit mit schätzungsweise 5-7 Millionen Menschen weitaus höher lag als heute (mit den größten Bevölkerungszentren in den Küstenregionen) und die Berichte früher Missionare und Entdecker des 16. Jhd. über Zivilisationen und Städte im Regenwald keine Übertreibungen waren. Die frühesten datierten Besiedlungsspuren sind über 11.000 Jahre alt, und weite Teile des Amazonasregenwaldes waren vermutlich über Jahrtausende hinweg eine vom Menschen beeinflusste Kulturlandschaft.

Die Tragkraft der humus- und nährstoffarmen aber mit Metalloxiden angereicherten lateritischen Regenwaldböden (Ferralsol) wurde vermutlich gezielt erhöht, durch Techniken, die heutzutage bei Nachkommen der Ureinwohner teilweise in Vergessenheit geraten sind: Zum einem durch anthropogen geschaffene *Terra preta* Böden, die durch Einbringung von Holzkohle, Muschelschalen, Kompost und Fischgräten mit Kohlenstoff, Phosphor und anderen Pflanzennährstoffen angereichert wurden und bis heute als meterdicke schwarze Bodenschichten in Teilen des Amazonaswaldes zu finden sind. Zum anderen durch Waldgartenbau, indem Nutzpflanzen (Feldfrüchte und Bäume) innerhalb der örtlich wachsende Pflanzengesellschaft bevorzugt werden. Voraussetzung ist, dass genug Licht bis zum Waldboden dringt. Indigene Völker entfernen oft Krautschicht und Buschwerk des Unterholzes, um Platz zu schaffen für Nutzpflanzen, ohne jedoch die Bäume zu fällen, damit das gestaffelte Kronendach den Boden vor zu starker Sonneneinstrahlung und Regenerosion schützt. Selbst nomadisch lebende Stämme verteilen mit Absicht Samen und Schösslinge entlang ihrer Wanderrouten.

Die vorhandene Textmaterial sagt nichts über die Frage der Nutztierhaltung bei den Liolin aus. Auf der Erde fiel Domestizierung von Tieren (mit Ausnahme des Hundes) mit der Sessbarwerdung zusammen, ist jedoch nicht mit der Zähmung einzelner Wildtiere zu verwechseln. In "*Der Tempel am Ende des Seins*" haben die Liolin Reittiere, die Langkopfrösser. Große Huftierherden entwickeln sich aber eher in Graslanden oder lockeren Waldlanden. Vielleicht handelt es sich um Okapi-artige Tiere.

Auch Metallverarbeitung, mit Ausnahme von weichen Metallen wie Kupfer und Gold, wäre ungewöhnlich für die Liolin, da Schmelzen, Aufreinigen von Erz, und Schmieden und Legieren von Metall viel Brennmate-

rial verbraucht und ein Ausmaß von Arbeitsteilung und Spezialisierung erfordert, das in einer Jäger- und Sammlerkultur typischerweise nicht vorhanden ist.

Die Liolin im Schatten von James Camerons *Avatar*

Früher frotzelten die Fellows gern mal über Haralds „spitzohrige, bogenschießende Schlümpfe“. Seit James Camerons Film *Avatar: Aufbruch nach Pandora* im Jahr 2009 in die Kinos kam, würden wohl die meisten zuerst an die Na'vi denken, wenn sie die Liolin beschreiben sollen.

Die Parallelen zwischen Pandora und Tarra-Gon sind unübersehbar. Blauhäutige, spitzohrige Eingeborene, die auf riesigen Bäumen leben und sich einer Invasion aus einer anderen Welt erwehren müssen. Eine hexapode Tierwelt. Kristallbäume mit herabhängenden Fäden, die wie Glasfaserkabel leuchten. Der heilige Weltenbaum, der mit Hilfe von Fadenbündeln über den Nacken geistigen Kontakt mit den Liolinpriestern im Tempel am Ende des Seins aufnimmt.

Möglicherweise waren Harald Schäfer und Cameron beide bewusst oder unbewusst inspiriert von Alan Dean Fosters Scifi-Roman *Midworld* (*Die denkenden Wälder*) von 1975. In diesem Roman haben die Nachkommen menschlicher Kolonisten, deren Raumschiff in dem planetenumspannenden Urwald abgestürzt war, eine symbiotische und emphatische Verbindung mit den Heimbäumen, in denen sie leben, entwickelt. Jeder Mensch wird bei der Geburt aufs Engste mit einem intelligenten bärenartigen, grünpelzigen, sechsbeinigen Wesen verbunden, so dass ein Partner nicht ohne den anderen überleben kann. Auch der Weltwald hat ein eigenes Bewusstsein. Allerdings war auf *Midworld* niemand blauhäutig.

Die menschliche Vorstellungskraft ist von der Umwelt und Kultur geprägt, in der wir aufwachsen, und arbeitet entlang derselben Kanäle, daher können Autoren unabhängig voneinander auf ähnliche Ideen kommen.[2] Falls Harald nicht doch eine TARDIS im Keller stehen hat… ;-)

Tarra-Gon, Magira und andere Spielplätze gottgleicher Wesen

Die Aussage im Epilog[3], dass der Gott Jada-Win den Planeten in Bereiche aufgeteilt hat, und seine erschaffenen (intelligenten) Rassen jeweils in ein für sie geschaffenes Gebiet gesetzt hat und ihnen geboten hat, ihr Gebiet nicht zu verlassen, erinnert mich an die Sechseckwelt-Romane (*The Saga of the Well World* oder auch *Well of Souls Series* genannt) des amerikanischen Schriftstellers Jack L. Chalker. Der erste Roman (*Midnight at the Well of Souls*) erschien im Jahr 1977 und der letzte im Jahr 2000.

Ich habe die Frage, was geschieht, wenn die Liolin auf andere Rassen Tarra-Gons treffen, weitergesponnen. Die Kaninchenzivilisation ist eine Homage an den Kaninchenkrieger aus Michael Moorcocks Elric-Roman *The Fortress of the Pearl* (*Die Festung der Perle*) von 1989.

Bibliographie:

Harald Schäfer: „*Dia-Nares Horden*“; ursprüngl. veröffentlicht in: SUMPFGEBLUBBER 14 (1986)

Harald Schäfer: „*Der Tempel am Ende des Seins*“; ursprünglich veröffentlicht in: SUMPFGEBLUBBER 15 (1986); und in: Vom Auftauchen und Wirken der Substanz von Mhjin, Teil 2.01 Yddia (2011), Kapitel "Die Liolin", S. 49.

Harald Schäfer: „*Maraneiras Brief*“ (1990); ursprünglich veröffentlicht unter dem Titel "Maras Brief" in: SUMPFGEBLUBBER 50 (1991) und FOLLOW 300 (1992) Abschnitt *Die Substanz von Mhjin*; neu überarbeitet in: *Vom Auftauchen und Wirken der Substanz von Mhjin, Teil 2.01 Yddia* (2011), Kapitel "Taramon", S. 39.

[2] Wenn man einen Wald fremdartig wirken lassen will, welche Farbe bietet sich an? Rot? Zu aggressiv. Blau ist exotisch, denn es gibt nur wenige Pflanzen mit wirklich blauen (und nicht nur bläulich bereiften) Blättern auf der Erde. Seltene Ausnahmen sind Arten aus der Familie der Edeldistel *Eryngium* (auch Mannstreu genannt), deren Blütendolden, Hüllblätter und Stiele je nach Art grünlichblau, silbrigblau, strahlend stahlblau oder blauviolett sind (mit *Eryngium amethystinum* als beeindruckendstem Beispiel).

[3] Zitat: *Die Völker Tarra-Gons entstanden unter seiner göttlichen Hand, darunter auch das Volk der Liolin. Jada-Win teilte ihm ein Gebiet auf Tarra-Gon zu und verbot ihm, dessen Grenzen zu übertreten. Des Weltenschöpfers Wille war es, ein Segment der vielen Kulturen zu schaffen. So sollte sich jedes Volk isoliert von allen anderen entwickeln.*

Dia-Nares Horden

von Harald Schäfer (1986), fortgeführt von Christina Schwanitz (2012)

Prolog

Zuerst war das Nichts, ein schwarzes Meer aus Unendlichkeit durchwirkt vom Frostatem der finsteren Götter. Äonen um Äonen zog die Präsenz des Bösen auf seinen gischtenden Wogen vorbei, fernen Gestaden, den Ufern des Guten, des Reinen entgegen. Und Äonen währte es bis es den guten Göttern gelang, die anbrandenden dunklen Heerscharen zurückzuwerfen, und ihrerseits Bastionen des Lichts in dem unendlichen Ozean der Finsternis zu errichten.

Jada-Win aber, der Weltenschöpfer, erschien in diesem Sektor der wogenden Schwärze und brannte sie mit dem Feuerball von Sia-Lahi, der Fruchtbaren, der Lebensspenderin. Dann erschuf er Yaen-Min, den Bewahrer der Nacht, und das Juwel unter den Welten - Tarra-Gon. Aus den Schmiedefeuern der Macht formte er Berge und Täler, ließ Meere, Flüsse, Sümpfe, Wiesen, Wälder und Wüsten entstehen, erschuf Kreaturen, die Erde, Wasser und Himmel bevölkerten. Als dies alles so wohlgestaltet war, dass es ihm gefiel, wandte er sich dem Höhepunkt seiner Schöpfung zu. Die Völker Tarra-Gons entstanden unter seiner göttlichen Hand, darunter auch das Volk der Liolin. Jada-Win teilte ihm ein Gebiet auf Tarra-Gon zu und verbot ihm, dessen Grenzen zu übertreten. Des Weltenschöpfers Wille war es, ein Segment der vielen Kulturen zu schaffen. So sollte sich jedes Volk isoliert von allen anderen entwickeln. Und so geschah es.

Die Liolin nannten das Gebiet, welches ihnen ihr Gott anvertraut hatte, Wu-Shalin, das Reich der blauen Wälder. Sie selbst gaben sich den Namen "Kinder des Waldes". Und Kinder des Waldes waren sie. Sie lebten mit den Sirronlin, den Kristallbäumen, in Symbiose, wohnten in den Hohlräumen, die die Bäume ihnen schufen, und säuberten dafür die Stämme von den gefährlichen Sirrontra, den Kristallbohrern. Die schmächtigen, 5-Ellen-großen Liolin wurden durch ihre hochliegenden Behausungen zu gewandten Kletterern. Dies und ihre blaue Hautfarbe, die sie mit den Stämmen des Waldes verschmelzen ließ, befähigte sie zu exzellenten Jägern.

Ihre typische Jagdwaffe war der Bogen, der sich wegen des fehlenden Unterholzes sehr gut in den blauen Wäldern nutzen ließ. Jedoch ernährten sich die Kinder des Waldes nicht nur von Wildbret sondern auch von den Früchten der Bäume. Große Gemeinschaften, wie Dörfer oder Städte kannten die Liolin nicht. Sie wohnten in lockeren Verbänden von höchstens fünf Sippen zusammen. Sie kannten keine Oberhäupter, niemand, der Befehle erteilen wollte. Sie lebten frei und ungebunden. Neben der Jagd waren noch das Weben der Rulintan, der Wollbaumfäden, zu Kleidungsstücken und das Bearbeiten von Metallen aus oberirdischen Erzlagern und Flüssen im Gebirge zu Pfeilspitzen, Dolchen und Schmuck typisch für ihre Kultur. So lebten die Kinder des Waldes glücklich und zufrieden. Dies hielt an bis zu jenem unglückseligen Tag, an dem Dia-Nare, eine Göttin der Finsternis und Erzfeindin Jada-Wins, die Tore Urs-Larns öffnete und ihre dunklen Kreaturen über Tarra-Gon herfielen.

Kapitel 1 Angriff der Bestien

Die Abendsonne goss violettes Licht über das Flechtwerk der keulenförmigen Behausungen in den Wipfeln der Waldstadt Yin-Talin-Me. Das Licht brach sich in den Ästen der Kristallbäume, die wie Wächter im Kreis um eine weite Lichtung mit duftendem Moos aufragten, und warf bunte Lichtflecke auf die versammelten Liolin und auf das stille Wasser des kreisrunden Teiches in ihrer Mitte. Auf der Wasseroberfläche breiteten riesige Blüten ihre samtschwarzen, goldgeäderten Blätter aus.

Sorun-Tej intonierte die Worte der uralten Überlieferung, die jeder Liolin kannte: „Der Gott Jada-Win wandelte über Tarra-Gon, und wo sein Fuß den Boden berührte, wuchs der Blaue Wald. Und er erschuf die Liolin und setzte sie in den Wald als Hüter, und er sah, dass es gut war. Und als er durstig war, erschuf er eine Quelle und den heiligen Teich, um ihr Wasser aufzunehmen. Hier auf der Lichtung im Herz des Waldes legte er sich zum Schlafe nieder, und als er träumte, entspross dem Wasser die erste Traumblume. Und als er erwachte, schenkte Jada-Win seinen Liolin die Traumblume, auf dass seine Worte und die Erinnerungen und Weisheit ihrer Vorfahren den folgenden Generationen für immer bewahrt bleiben.“

Josch
1985
Josch
1985

Er deutete auf eine Blüte, die auf ihren Schwimmblättern nah zum Ufer gedriftet war. „Trete nun vor, Lissan-Thor aus der Familie der Laho-te-Thor, und teile mit uns deine Erfahrungen über die Feinde, die unseren Wald bedrohen. Ich, Sorun-Tej, Herrscher von Wu-Shalin, und die Hüterinnen der Traumblume, wir sollen deine Zeugen sein.“

Lissan-Thor glitt in das hüfttiefe, glasklare Wasser, bis seine nackten Füße den Boden aus feinem Sand berührten. Die Blüte mit ihrem goldenen Grund neigte sich ihm entgegen. Er setzte einen Fuß auf das Gewirr der unter Wasser wuchernden verzweigten Stengel, die ihm trotz ihrer elastischen Nachgiebigkeit Halt boten, und kroch auf die flache Mulde des Blütenbodens, wo er sich zusammenrollte, während Myriaden haarfeiner Filamente über seine Haut tasteten.

Als die Kronblätter der Traumblume sich über ihm schlossen, spürte er, wie das Wispern tausender Stimmen der Vergangenheit seinen Geist berührte. Er lies sich in die Umarmung sinken, wurde eins mit der Blüte. Sein Geist eilte zurück zu dem Tag, an dem sich ihr aller Leben so grausam verändert hatte, und er erinnerte sich…

Ich war ihm auf der Spur. Gewandt griff ich nach dem schenkeldicken Ast des Moosfadenbaumes, saugte mich mit den knotenartigen verdickten Enden meiner Finger daran fest und zog mich geräuschlos nach oben, bis ich rittlings auf seiner glatten Rinde saß. Einen Augenblick verharrte ich ganz still und lauschte in den jungen Morgen hinein. Außer dem leisen Vorsichhinsprudelns eines kleinen Bächleins war nichts zu vernehmen. Doch... jetzt... da war es wieder, jenes Geräusch, das mein Herz höher schlagen ließ, jenes Klingen aneinanderschabender Kristallschuppen, jene Melodie des "grausamen Todes". Behutsam schob ich mich voran, bis ich den Vorhang aus amethystfarbenen Moosfäden erreichte, der vom nächsthöheren Geäst herunterhing. Die Fäden waren teilweise miteinander verwoben, doch nicht so sehr, dass sie mir die Sicht auf die kleine Lichtung versperrt hätten.

Ungefähr vierzig Ellen unter mir lag ein seichter Tümpel mit kristallklarem Wasser und sandigem Untergrund, gespeist von eben jenem vorsichhinsprudelnden Bächlein und umrahmt von langhalmigem, blauviolettem Gras. Nachdem ich die Lichtung einige Zeit in Augenschein genommen hatte entdeckte ich ihn, den Srinn-Yau, das gefährlichste Raubtier der blauen Wälder Wu-Shalins, vielerorts auch "grausamer Tod" genannt. Er mochte etwa 9 Ellen vom linken Rand des Tümpels entfernt sein. Fast gänzlich vom hohen Gras verborgen, verharrte er in einer Bewegungslosigkeit, die ihn als schwarzen, schwach schimmernden Schatten den schwarzen Felsblöcken, wie sie in den Wäldern häufig anzutreffen waren, so täuschend ähnlich sehen ließ. Diese Bewegungslosigkeit verhieß aber gleichzeitig, dass seine Beute nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen würde.

Während ich die Lichtung weiter im Auge behielt, nahm ich, ohne ein Geräusch zu verursachen, den Kurzbogen vom Rücken und legte einen Pfeil auf. Ich wußte, ich würde nur eine einzige Gelegenheit zu einem Schuss erhalten. Für mich war der Zeitpunkt gekommen, kurz nachdem der Srinn-Yau seine Beute geschlagen hatte und sich, seinen Besitzanspruch gegenüber anderen Interessenten zeigend, in die sechs Himmelsrichtungen wandte. Nur durch einen Treffer in eines seiner drei Augen war es möglich, ihn zur Strecke zu bringen. Meine Pfeile konnten seinen kristallinen, und von mir heißbegehrten, Schuppenpanzer nicht durchdringen.

Da! Am gegenüberliegenden Waldrand bewegte sich etwas. Ein grauer Schatten war kurz zwischen zwei Baumstämmen zu sehen, verschwand dann aber wieder in der Düsternis des Waldes. Nun hatte mich das Jagdfieber endgültig gepackt, und ich suchte nach einer größeren Lücke im Vorhang aus Moosfäden, um ein weites Schußfeld zu bekommen. Bald fand ich etwas Passendes in Kopfhöhe. Allerdings musste ich mich dazu auf den glatten Ast stellen und mich mit den knotenartig verdickten Enden meiner Zehen an ihm festsaugen. Dann wartete ich ab, was weiter geschehen würde.

Es verging eine Weile, dann erschien der graue Schatten erneut am Waldrand, diesmal ein Stück weiter rechts, so dass er die Sonne im Rücken hatte und lange im Schatten der Bäume bleiben konnte. Ich ahnte, dass ihm diese Vorsichtsmaßnahme nichts nützen würde. Im Gegenteil, sie würde der Angriffsweise des Srinn-Yaus noch entgegenkommen. Der Größe nach zu urteilen, musste es sich um einen ausgewachsenen Dreihornspringer handeln. Jedoch waren diese kräftigen Pflanzenfresser zu intelligent, um die Lichtung auf diese Weise zu betreten. Was aber

konnte es sonst sein?

Meine Geduld wurde auf keine allzulange Probe gestellt. Obwohl ich schon auf etwas Ungewöhnliches vorbereitet war, konnte ich meiner Überraschung kaum mehr Herr werden. Mühsam rang ich nach Atem. Aus dem Schatten der Bäume trat eine Bestie hervor, wie ich sie noch nie vorher gesehen hatte. Sie konnte nicht in den blauen Wäldern beheimatet sein, so fremdartig wirkte sie.

Ihr riesiger, langgestreckter, von dichten grauen Haaren bedeckter Rumpf, der von vier stämmigen, klauenbewehrten Beinen getragen wurde, war genauso ein Fremdkörper, wie der breite, warzenübersäte Schädel mit der flach zulaufenden Schnauze, den messerscharfen Reißzähnen und den zwei höhnisch glitzernden, roten Augen. Die Gangart der Bestie widersprach der offen getragenen Anmut und Eleganz der Waldkreaturen, war ein heimtückisches Schleichen, ein listiges Herantasten und gleichsam eine Gebärde der unverhüllten Angriffslust und Blutgier.

Mir wurde übel bei dem Gedanken, was wohl hätte geschehen können, wäre ich ihr ahnungslos im Wald begegnet. Sie sah nicht so aus, als würde sie sich eines Dolches wegen von einem Angriff abhalten lassen. Aus welchem Gebiet Tarra-Gons mochte sie gekommen sein, und wie war sie in die blauen Wälder gelangt?

Die Bestie war inzwischen an dem Tümpel angelangt, beugte sich gerade zum Wasserspiegel hinab. Da geschah es. Der Srinn-Yau sprang mit einem weiten Satz aus seinem Versteck hervor. Die Krallen seiner drei Beinpaare wühlten sich tief in den Boden. Fauchend fuhr die Bestie herum, entblößte ihre Fänge, um den kleineren Gegner gebührend zu empfangen.

Wieder zeigte es sich, dass sie die Angriffsweise des Srinn-Yau nicht kannte. Anstatt diesen gefährlichen Ort zwischen ihrem Gegner und der Morgensonne auf der Stelle zu räumen, verharrte sie abwehrbereit und reagierte nicht, als der Scrinn-Yau seinen Kristallkragen aufstellte, mit den halbkugelförmigen Vertiefungen das Sonnenlicht einfing und es ihr in einem gleißenden Strahl entgegenschickte. So kam es wie es kommen musste, und ich war froh darüber. Zu spät schloss die Bestie ihre Augen, brüllte geblendet auf, versuchte sich noch reaktionsschnell zur Seite zu werfen, als sie das Absprunggeräusch des Srinn-Yaus hörte - vergebens! Die scharfen Krallen des Angreifers verbissen sich in ihren Rücken, spitze Saugzangen bohrten sich schmatzend durch die Haut ins Fleisch. Mit einem, wie ich dachte, wütenden Schrei, der mir noch einige Zeit schrill und laut in den Ohren nachhallte, bäumte sich die Bestie auf. Dann begann sie zu toben. Der Scrinn-Yau ließ sich nicht abschütteln. Es schien, als wäre er mit der Bestie verwachsen. Sie konnte ihn weder mit ihren Klauen, noch mit ihren Reißzähnen erreichen. Als in mir bereits die Frage auftauchte, ob das Gift des Srinn-Yaus bei ihr überhaupt Wirkung zeigen würde, begannen ihre Bewegungen langsamer zu werden. Eine letzte Anspannung ließ ihre Muskelstränge unter der Haut hervortreten, dann warf sie sich auf den Rücken. Das Klirren der Kristallschuppen drang bis an meine Ohren. Unvermittelt erschlafften ihre Bewegungen, und der Srinn-Yau arbeitete sich unter ihren Körper hervor. Der Kampf schien ihn doch in Mitleidenschaft gezogen zu haben, er zog das hinterste linke Bein nach. Trotzdem hielt er den Kopf hoch erhoben, als er mit den Vorderläufen auf sein Opfer trat. Jetzt war meine Stunde gekommen. Ich hob den Bogen leicht an und zog die Sehne an meine rechte Wange. Der Srinn-Yau begann mit seinen Zangen zu klappern. Jetzt drehte er sich mir zu. Ich visierte das Stirnauge an, öffnete die rechte Hand. Die Sehne war noch nicht ganz über den Mittelfinger gerollt, als ein durch Mark und Bein dringender Schrei durch den Wald hallte. Unwillkürlich schrak ich zusammen, verriss im letzten Augenblick die Sehne und wäre beinahe vom Ast gestürzt. Der Pfeil sirrte durch die Luft und schoß zwei Fingerbreit neben den Srinn-Yau dumpf in den Boden. Das Raubtier fuhr blitzartig herum. Meine Chance war vertan. Fünf Tage lang war ich seiner Spur gefolgt. Es war umsonst gewesen. Die Bestie würde ihn über eine lange Zeit hinweg sättigen. Mir blieb nun nur noch übrig, mit leeren Händen den Heimweg anzutreten. Der undurchdringliche Schuppenpanzer war mir für diesmal entgangen.

Der Srinn-Yau hatte inzwischen mißtrauisch die Stelle beäugt, an der der Pfeil eingeschlagen war. Nun schlug er seine Saugzangen erneut in den gelähmten Körper der Bestie und labte sich an ihrem Blut. Sie würde noch einige Tage leben. Ihr Körper war gelähmt, aber ihr Geist war wach. Sie würde spüren, wenn sich die Saugzangen in ihren Körper bohrten, ihr den Lebenssaft gewaltsam entrissen - jedes Mal. Das war der grausame Tod.

Wieder ertönte der Schrei. Das Blut schien mir in

den Adern zu gefrieren, so unheimlich, so fruchteinflößend klang er. Es war kaum vorstellbar, dass er aus der Kehle eines sterblichen Wesens stammte. Und doch ahnte, spürte und fürchtete ich, dass dieser Schrei von einem Liolin ausgestoßen worden war, von einem Mann oder einer Frau meines Volkes. Mich fröstelte. In der Richtung, aus der der Schrei erschollen war, lebte nur eine Sippe, die Familie der Tao-te-Sen. Ihr Oberhaupt war ein entfernter Verwandter meiner Mutter. Nicht weit von ihren Wohnsitz entfernt, wurde der Wald von einer Hochebene abgelöst. Sollte von dort irgendein Unheil in die Wälder Wu-Shalins vorgedrungen sein. War diese Bestie nur ein Vorbote?

Ein vielstimmiges Fauchen unterbrach mich in meinen Gedanken. Ich sah auf die Lichtung hinunter. Das Entsetzen nahm kein Ende. Aus allen Himmelsrichtungen stürmten Bestien zwischen den Bäumen hervor - acht... elf... nein, vierzehn an der Zahl. Der Srinn-Yau ließ von seiner Beute ab und begann mit den Saugzangen zu klappern. Dann griff er an. Noch ehe ihn die Bestien erreichen konnten, hatte er drei von ihnen geblendet. Einer weiteren konnte er seine Saugzangen in die Flanke schlagen und das Lähmgift in die Blutbahn pumpen. Dann traf ihn eine Klaue an der Schulter, wirbelte ihn herum. Der kristalline Schuppenpanzer knirschte unter der Wucht des Schlages. Der nächste Treffer schleuderte den Srinn-Yau in den Tümpel. Aufschäumend spritzte das Wasser empor. Dann sprangen die Bestien hinterher. Es war ein brodelndes Chaos ineinander verschlungener Leiber, aufschäumenden Wassers, blitzender Reißzähne und zuschlagender Klauen.

Mit Erschrecken bemerkte ich, dass die Bestien über einen hohen Grad an Intelligenz verfügten. Sie hatten schnell den sinnlosen Versuch aufgegeben, den kristallinen Schuppenpanzer des Srinn-Yaus mit Hilfe ihrer natürlichen Waffen zu durchdringen. Nun warfen sie sich mit ihren schweren Körper auf den Gegner, um ihn unter Wasser zu drücken und zu ertränken. Ab und zu kippte eine der Bestien zur Seite und versank im Tümpel. Der Srinn-Yau war noch nicht geschlagen.

Von irgendwo her erklang aus dem Wald wieder der schrille, in den Ohren nachklingende Schrei einer Bestie. Es gab also noch mehr von ihnen. Plötzlich überfiel mich eine schreckliche Vision. Vor meinem geistigen Auge sah ich, wie unzählige dieser Ungeheuer die blauen Wälder durchkämmten und jedes Lebewesen mit gierig glitzernden Augen zerfetzten, dessen sie habhaft werden konnten. Als diese Bilder sich langsam verflüchtigten, beherrschte mich nur noch ein Gedanke: Ich musste meine Familie warnen, und wenn es mir möglich war, die blauen Wälder in Alarmbereitschaft versetzen. Ich wartete das Ende des Kampfes nicht ab, floh fast von diesem Ort des Grauens. Die Angst hatte mich gepackt. Wenn diese Vision doch nie wahr werden würde. Ich achtete kaum auf den Weg, den ich beschritt, nur fort von hier. Blätter, Zweige und Äste flogen an mir vorbei. Meine Hände und Füße schienen von selbst zu wissen, was sie zu tun hatten. Immer höher arbeiteten sie sich in das Geäst des Waldes vor, bis ich mich in dem Wipfel eines Wollfadenbaumes wiederfand.

Nach Luft ringend sah ich mich um. Dann atmete ich erleichtert auf. Keine zwanzig Ellen von mir entfernt, durchbrach ein Kristallbaum das Blätterdach des Waldes. Nun hatte ich die Möglichkeit meine Familie zu warnen.

Wenig später saß ich auf einen seiner Äste, strich mein dunkelviolettes Haar zurück und drückte dann die Stirn gegen den kristallischen Stamm. Kühle drang in meinen Kopf, beruhigte meinen aufgewühlten Geist. Dann kam der Gedankenkontakt zustande. Ich spürte die Aura des Baumes, Energieströme, die mich umwaberten, wie winzige, zarte, unsichtbare Flämmchen. Ein Gefühl der innigen Verbundenheit entstand in mir. Jetzt konnte ich senden. Ich setzte die Angst, die sich in mir angesammelt hatte, frei, verstärkte sie und unterstrich sie mit einem auf und ab von freudigen und ärgerlichen Gefühlen, das Warnzeichen meiner Familie. Mehr konnte ich nicht tun. Ich hoffte, dass dies ausreichen würde, um sie zur größten Vorsicht zu mahnen. Bald darauf empfing ich ein Gefühl dumpfer Traurigkeit, das Zeichen, dass meine Sendung aufgefangen wurde.

Nun entschloss ich mich, in die Richtung in der die Familie der Tao-te-Sen wohnte, zu horchen. Ich hoffte, dass die Entfernung dafür nicht zu groß war. Aber schon nach kurzer Zeit zuckte ich zusammen. Da war eine unbegreifliche Bösartigkeit gepaart mit Blutgier, die an Wahnsinn grenzte. Boshaftigkeit strich durch meine Gedanken, besudelte mich mit Hohn und Verderbnis. Sie wurde abgelöst von einem Gefühl unirdischer Qual und Pein. Eine Seele weinte, wand sich in Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Aber da war noch etwas, weiter entfernt, leise wispernd Trauer und Angst tragend, aber doch noch auf Hilfe hoffend. Ich unterbrach

den Kontakt und ballte die Faust. Meine Vision schien sich zu bewahrheiten. Eine fremdartige böse Macht war in die blauen Wälder eingedrungen und hatte die Familie der Tao-te-Sen überfallen und vielleicht noch andere Familien, die in den Außenbezirken des Waldes wohnten. Egal welcher Ausbund an Bösartigkeit auch auf mich lauerte, ich musste Hilfe bringen. Mindestens ein Liolin war noch am Leben. So brach ich auf in die Außenbezirke des Waldes.

Kapitel 2 Der verlassene Wald

Der Wald belauerte mich mit gespenstischer Lautlosigkeit. Es schien, als hätte er seine Stimme verloren. Weder das schrille Keckern der Mohee-Bärchen noch das geschäftige Sirren der geflügelten Feuerechsen war zu vernehmen, nicht der Ruf des Dreihornspringers und auch nicht das Zirpen der Waldschrecken. Es war eine bedrückende Stille, die mich belauerte. Eine Stille, die nur ab und zu von dem schrillen, in den Ohren nachklingenden Schrei einer Bestie unterbrochen wurde. Die Tiere schienen diesen Teil des Waldes verlassen zu haben - sofern sie den Bestien entkommen waren. Bestien! Wie ein Blitz traf mich der Gedanke, ließ mich erstarrt auf dem Ast stehenbleiben, den ich gerade betreten hatte. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass diese graubehaarten Monster sich mit ihren schweren Körpern in das Geäst der Bäume wagten. Wer aber, so fragte ich mich, hatte dann die Bewohner dieser Lebenszone verjagt?

Das ungute Gefühl, dass sich schon seit meinem Erlebnis an jenem Tümpel in der Magengegend eingenistet hatte, wurde fast übermächtig. Entsetzt erkannte ich, dass ich Angst hatte, Angst vor einem unbekannten Feind, Angst davor, einen Fehler zu begehen, zu versagen und damit diesen Liolin, den ich mit Hilfe des Kristallbaumes aufgespürt hatte, seinem schrecklichen Schicksal überlassen zu müssen. Folterung und unsagbare Pein war das wenigste, was ihm zustoßen konnte. Diese unbegreifliche Bösartigkeit, die ich aus der Richtung des Waldrandes empfangen hatte, ließ mich ahnen, dass auch seine Seele in Gefahr war. Ich setzte mich wieder in Bewegung, vorsichtig in alle Richtungen blickend, bevor ich den nächsten Schritt tat. Meine Stirn bedeckte sich langsam mit feinen Schweißperlen. Der Vormittag war schon fortgeschritten, und die morgendliche Frische war nun endgültig einer dumpfen Schwüle gewichen. Mit einem weiten Satz sprang ich auf den Ast eines Riesenblutenbaumes, eilte dann leichtfüßig weiter bis zu dem borkigen, übermannsdicken Stamm, lehnte mich gegen ihn und spähte auf der rechten Seite um seine Rundung herum.

Jenseits des Baumes wurde der Wald plötzlich lichter. Genau mir gegenüber stand eine Gruppe von Moosfadenbäumen. Die kürzeste Entfernung, die ich mit einem Sprung überwinden musste, um auf ihren nähesten Ast zu gelangen, betrug etwa 18 Ellen. Eine Entfernung, die ich mir gerade noch zutraute. Aber was war das? Der von dem Geäst der Bäume herunterhängende Moosfadenteppich war über und über mit eitergelben Flecken durchsetzt. Die Bäume schienen krank zu sein. Hatten die Invasoren etwa auch Parasiten mitgebracht, um den Wald zugrunde zu richten? Mir wurde übel, wenn ich nur daran dachte, dass in wenigen Monaten hier vielleicht nur noch blattlose Baumskelette ihre kahlen Äste in den Himmel reckten. Ich wandte mich ab von den Moosfadenbäumen, lehnte mich gegen die andere Seite des Stammes. Hier konnte ich bequemer stehen, da ein zweiter Ast in gleicher Höhe aus dem Stamm gewachsen war. Seitlich schräg vor mir füllte ein weiter Riesenblütenbaum mein Blickfeld aus, doch im Gegensatz zu dem, auf dem ich mich befand, hatte dieser seine kopfgroßen, senkrecht auf den Ästen nach oben stehenden Blütenkelche weit geöffnet, seine rosarot strahlende Pracht voll entfaltet.

Dann sah ich die Kugel. Sie schien aus einem undurchsichtigen, porösen Glas zu bestehen, schimmerte milchigweiß im Sonnenlicht und ließ schwach die Silhouette eines Blütenkelchs erkennen, über den sie gestülpt war. Irgendetwas bewegte sich darin. Ich konnte förmlich spüren, dass hier etwas nicht in Ordnung war. Mißtrauisch geworden griff ich nach meinem Bogen, zog ihn vom Rücken und legte einen Pfeil auf, ohne die Kugel auch nur einen Augenblick aus den Augen zu lassen.

Hörte ich da nicht ein Geräusch, ein leises Schaben und Schleifen, als wenn ein schwerer Körper über Baumrinde hinweggleiten würde? Ich wurde noch wachsamer. Das Geräusch kam aus der Richtung, in der ich die Kugel entdeckt hatte. Da! Ein schwarzer, vibrierender Stab mit kugelförmig verdicktem Ende schob sich hinter dem Stamm hervor, dann folgte ein weiterer und schließlich der monströse Kopf mit den seitlich vorstehenden

Josch
1985

Augen und den riesigen Maul. Zug um Zug erschien der aus Segmenten bestehende giftgrüne Leib.

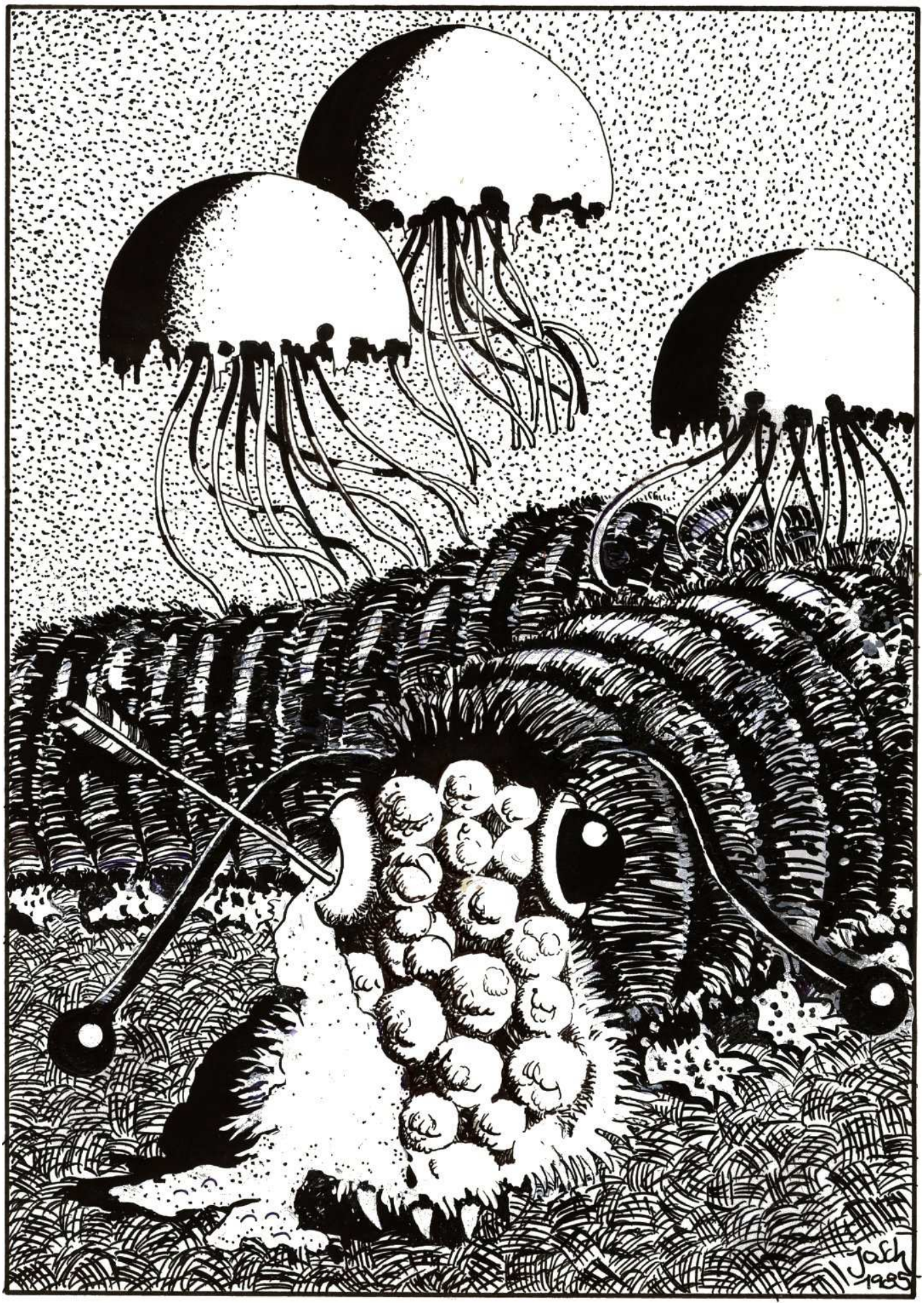
Das Wesen bewegte sich auf einer Unzahl von Hautlappen, hatte Ähnlichkeit mit einer überdimensionierten Raupe und maß in der Länge etwa 15 Ellen, in Höhe und Breite etwa 2 Ellen. Ich beobachtete, wie es mit gewandten aber langsamen Bewegungen den Stamm hochkroch und sich just auf den Ast begab, auf dem auch die Kugel war. Hass strömte in mir empor, brachte mein Blut zum Sieden. Diese Raupe war einer der Invasoren, die dafür verantwortlich waren, dass dieses Waldgebiet von jeglichem Leben entblößt worden war. Und ich war mir mehr als sicher, dass sie auch einige Liolin der Randgebiete auf dem Gewissen hatte. Langsam hob ich den Bogen. Nur noch wenige Schritte trennten die Raupe von der Kugel. Plötzlich hielt sie in der Bewegung inne, richtete sich mit dem ersten Drittel ihres Körpers auf. Die zwei Stäbe auf der Oberseite des Kopfes schienen nervös zu vibrieren, zeigten aber dabei deutlich in meine Richtung. Dann öffnete sie das riesige, zahnbewehrte Maul, krümmte sich nach hinten und schnellte dann blitzartig nach vorne. Ich sah etwas auf mich zufliegen und wich reflexartig hinter den Stamm zurück. Etwas klatschte in Fußhöhe gegen den Stamm. An der Stelle, an der ich mich eben noch vorgebeugt hatte, klebte eine gallertartige, weiße Masse. Das Biest war gefährlich. Es hatte nach mir gespien. Ich wollte nicht ausprobieren, was mit mir geschehen würde, wenn mich dieses Gallertgeschoss traf. Ich durfte keinen Augenblick mehr zögern. Entschlossen spannte ich den Bogen, beugte mich nach vorne, darauf achtend, mit dem Fuß die Gallertmasse nicht zu berühren, visierte das rechte Auge der Raupe an und schoß. Der Pfeil sirrte von der Sehne und schlug in das Ziel ein. Eine Fontäne dunkelgrüner Flüssigkeit sprudelte aus der Wunde hervor, während sich die Raupe zusammenkrümmte und einen langanhaltenden quiekenden Laut hervorstieß. Dann erschlaffte sie, kippte seitlich vom Ast. Ich hörte das Knacken von Ästen und das Brechen von Zweigen, danach einen dumpfen Aufschlag. Ekelhaft süßlicher Gestank wehrte zu mir herüber.

Ich ließ den Bogen sinken, starrte durch das Geäst in die Tiefe. Etwa 50 Ellen unter mir hob sich der giftgrüne Fleck im Dämmerlicht des Waldes nur schwach von dem graubraunen Boden ab. Augenblicke verstrichen, ohne dass sich dort unten etwas rührte. Ich atmete erleichtert auf. Dieses Monstrum war tot, daran bestand kein Zweifel mehr. Nachdenklich strich ich mir einige Haare aus der Stirne. Wie hatte sie mich nur entdeckt? Diese Frage ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Ich hatte schon zahllose Tiere beschlichen, und ich wußte, ich hatte mich vorhin so langsam bewegt, dass dies nicht der Grund meiner Entdeckung gewesen sein konnte.

Ein leises Rauschen drang an mein Ohr, als wenn eine leichte Bö durch die Moosfadenbäume streichen würde. Aber es war absolut windstill. Ich beugte mich noch weiter vor, so dass ich einen Teil der Moosfadenbäume sehen konnte, und erschrak. Die eitergelben Flecken auf dem Moosfadenvorhang veränderten sich, wurden zu halbrunden Gebilden. Nacheinander lösten sie sich von ihrem Untergrund und schwebten als eineinhalb Ellen durchmessende Halbkugeln mit zerfranstem Außenrand und herunterhängendem Tentakelbusch langsam nach unten. Schon nach wenigen Augenblicken hatte ich bemerkt, dass sie nicht mich als Ziel ausersehen hatten. Der ganze Schwarm von über dreißig dieser Wesen hielt auf die Stelle zu, auf der der Kadaver der Raupe lag. Bald hatten sie ihn erreicht, und geschäftiges Schmatzen tönte zu mir hinauf.

Ein eiskalter Schauder rann mir den Rücken hinab. Aasfresser! Die Invasoren hatten sogar Aasfresser mitgebracht. Die Ungeheuerlichkeit dieser Erkenntnis kam mir jetzt voll zu Bewusstsein. Die Hoffnung, die Invasoren würden nur den Wald durchqueren und lediglich auf ihrem Weg von Lebewesen entblößen, zerpulverte zu Staub. Nein! Sie würden sich in unsere Wälder einnisten, die heimischen Tiere durch die Tierwelt ihrer Heimat ersetzen. Sie waren schon mit dem Entschluss hierher gekommen, alles was sie vorfinden würden zu töten. Sie würden unser Volk ausrotten, obwohl sie es gar nicht kannten. Wer mochte zu solchen Untaten fähig sein? Mir stockte der Atem. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Wer anders als Dia-Nare, eine Göttin der Finsternis und Erzfeindin unseres Gottes Jada-Win, konnte hinter diesen Invasionsbestrebungen stecken. Sie hatte unbemerkt die Tore Urs-Laarns geöffnet und nun waren ihre Horden dabei, in Tarra-Gon einzufallen.

"Oh, Jada-Win!" schrie ich innerlich auf. "Hilf uns, deinen Kindern, dieser Gefahr zu trotzen! Hilf uns, denn ohne dich sind wir verloren!" Doch Jada-Win rührte sich nicht. Und wenn man den Priestern unseres Volkes Glauben schenkte, hüllte er sich schon seit Monaten in Schweigen. Was war mit Jada-Win geschehen? Warum antwortete er nicht


Josch
1985

mehr? Hatte sein Verschwinden und der Einfall Dia-Nares Horden auf Tarra-Gon eine gemeinsame Ursache? Verzweifelt hieb ich gegen den Stamm. Der Schmerz brachte mich wieder zur Besinnung. Ich stieß mich von dem Stamm ab und wandte mich um, einen leichten Übergang zu dem anderen Riesenblütenbaum suchend, um mir die gläsern wirkende Kugel anzusehen. Das heißt, ich wollte mich umwenden, doch mitten in der Bewegung wurde ich gebremst, bekam meinen linken Fuß nicht mehr hoch. Es war, als würde mich jemand mit eisernem Griff festhalten. Nur mit größter Anstrengung konnte ich mein Gleichgewicht bewahren. Bereits Böses ahnend blickte ich nach unten. Ich konnte es einfach nicht glauben, mein Fuß steckte bis zum Knöchel in dieser widerlichen Gallertmasse. Ich strich mir über die Augen, doch es half nichts. Obwohl ich die Aufschlagsstelle gemieden hatte, stand ich nun mitten drin. Wie konnte das nur geschehen sein? Ich bückte mich, nahm die Gallertmasse genauer in Augenschein. Was ich sah, war entsetzlich. Eben jetzt wölbte sie sich an ihren Rändern hoch. Wie eine Welle schwappte die Erhöhung zum Mittelpunkt hin und arbeitete sich etwa einen fingerbreit weiter an meinem Fuß empor. Panik überkam mich. Das Ding wanderte. Es war lebendig.

Ich warf mich seitlich auf den Ast, umfasste ihn und zog mich mit aller Kraft nach vorne. Schmerz brandete wie eine feurige Flut durch mein Bein, wurde schier unerträglich. Ich biss die Zähne zusammen und zog noch fester. Doch es war vergebens. Der Schmerz machte mich fast wahnsinnig. Ich ließ los. Schwer atmend blieb ich eine Weile liegen, sah zu, wie die Gallertmasse immer höher an mir emporkroch. Sollte mich diese verdammte Raupe sogar noch nach ihrem Tod bezwingen? Ich wollte es nicht wahrhaben, griff nach dem Dolch und stieß ihn hinein in das nachgiebige Weiß, bis sich die Spitze in den Ast bohrte. Nichts geschah. Doch alle meine Versuche, den Dolch wieder herauszuziehen scheiterten. Lautlos schwappte die Gallertmasse über mein Knie. Mein Gott, was konnte ich nur tun? Aus der Tiefe erscholl immer noch geschäftiges Schmatzen. Mir wurde heiß. Wie würden diese Aasfresser reagieren, wenn sie mich hilflos, an den Ast gefesselt vorfanden. Ich wagte es mir nicht auszumalen. Ich musste hier weg - schleunigst. Aber wie? Ich hing mir den Bogen, den ich die ganze Zeit über in der Hand gehalten hatte, über den Rücken, nestelte mein Vorratsbeutel vom Gürtel und öffnete ihn. Gebratenes Fleisch, Früchte, ein Stück Schnur, ein Angelhaken, drei Pfeilspitzen, ein Holzkästchen mit harzigen Spänen und trockenem Laub sowie zwei Feuersteine blickten mir entgegen. Feuer! Das war meine letzte Hoffnung. Mit zitternden Fingern öffnete ich das Holzkästchen, entnahm ihm eine Hand voll Laub und einen Span, schichtete es zu einem Häuflein auf, das klein genug war, um nicht vom Ast zu rutschen, und schlug die Feuersteine zusammen. Die Funken stoben, doch das Laub fing nicht an zu brennen. Die Gallertmasse bedeckte schon den größten Teil meines Oberschenkels. Ich wurde immer nervöser. Verdammt noch mal, warum klappte das nicht? Da - endlich hatte sich ein Funke festgesetzt. Behutsam blies ich, bis kleine Rauchfäden kräuselnd in die Höhe stiegen. Wenig später brannte das Laub lichterloh. Ich zog den harzigen Span daraus hervor und hielt ihn unter den von der Gallertmasse bedeckten Oberschenkel. Die kleine Flamme leckte hungrig an meiner Umhüllung, färbte das widerliche Weiß schwarz. Dann, von einem Augenblick auf den anderen, erstarrte die Gallertmasse mitten in der Bewegung, zog sich zusammen und verhärtete. Ich hatte das Gefühl mein Bein würde zerquetscht. Ich schrie meinen Schmerz hinaus, während mir Tränen in die Augen schossen. Dann ertönte ein Knacken, und die verhärtete Masse zersprang in tausend Stücke. Ich war wieder frei. Aber zu was für einem Preis. Vorsichtig zog ich das linke Hosenbein hoch. Blutergüsse und dunkle Striemen bedeckten das Bein von den Zehen bis zum Oberschenkel. Wütend über meine Unvorsichtigkeit zog ich den Dolch mit einem wuchtigen Ruck aus dem Ast und steckte ihn in den Gürtel zurück, löschte die letzen glimmenden Reste des Laubhäufleins, blies den Span aus und warf ihn in den Vorratsbeutel, den ich wieder an den Gürtel band. Dann versuchte ich, das Bein zu belasten. Es tat höllisch weh, aber darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen. Mühsam stand ich auf und machte mich auf den Weg zum anderen Riesenblütenbaum. Am Anfang hinkte ich ein wenig, danach ging es besser, nicht etwa, weil der Schmerz nachließ, sondern weil ich mich langsam an ihn gewöhnte.

Meine Selbstsicherheit war dahin. Hier war ich in meiner selbsternannten Mission fast gescheitert, einer einzigen Raupe wegen. Wie sollte es erst werden, wenn ich mich, angeschlagen wie ich war, meinem Ziel näherte? Waren da nicht ungleich mehr Gefahren zu erwarten? Resignation wollte mich überfluten, doch ich wischte sie beiseite. Ich hatte

diese gefährliche Situation nicht durchgestanden, um jetzt aufzugeben. Bald darauf stand ich vor der milchigweißen Kugel. Unwillkürlich erinnerte mich das Material an die verhärtete Gallertmasse. Vorsichtig geworden klopfte ich mit dem Knauf meines Dolches gegen die Kugel. Sie war sehr nachgiebig, federte unter der Wucht meiner Schläge, klebte jedoch nicht. Andererseits war sie sehr widerstandsfähig, die Schneide meines Dolches konnte ihr nichts anhaben. Also probierte ich es wieder mit Feuer. Ich wiederholte die Prozedur und hielt bald darauf den brennenden Span unter die Wölbung der Kugel, die aus der Nähe betrachtet gar nicht mehr durchscheinend war und selbst die Silhouette des Blütenkelches vor mir verbarg. Der Erfolg stellte sich schnell ein. Die Kugel schrumpfte ein wenig, verhärtete und zerbarst dann mit einem lauten Knall.

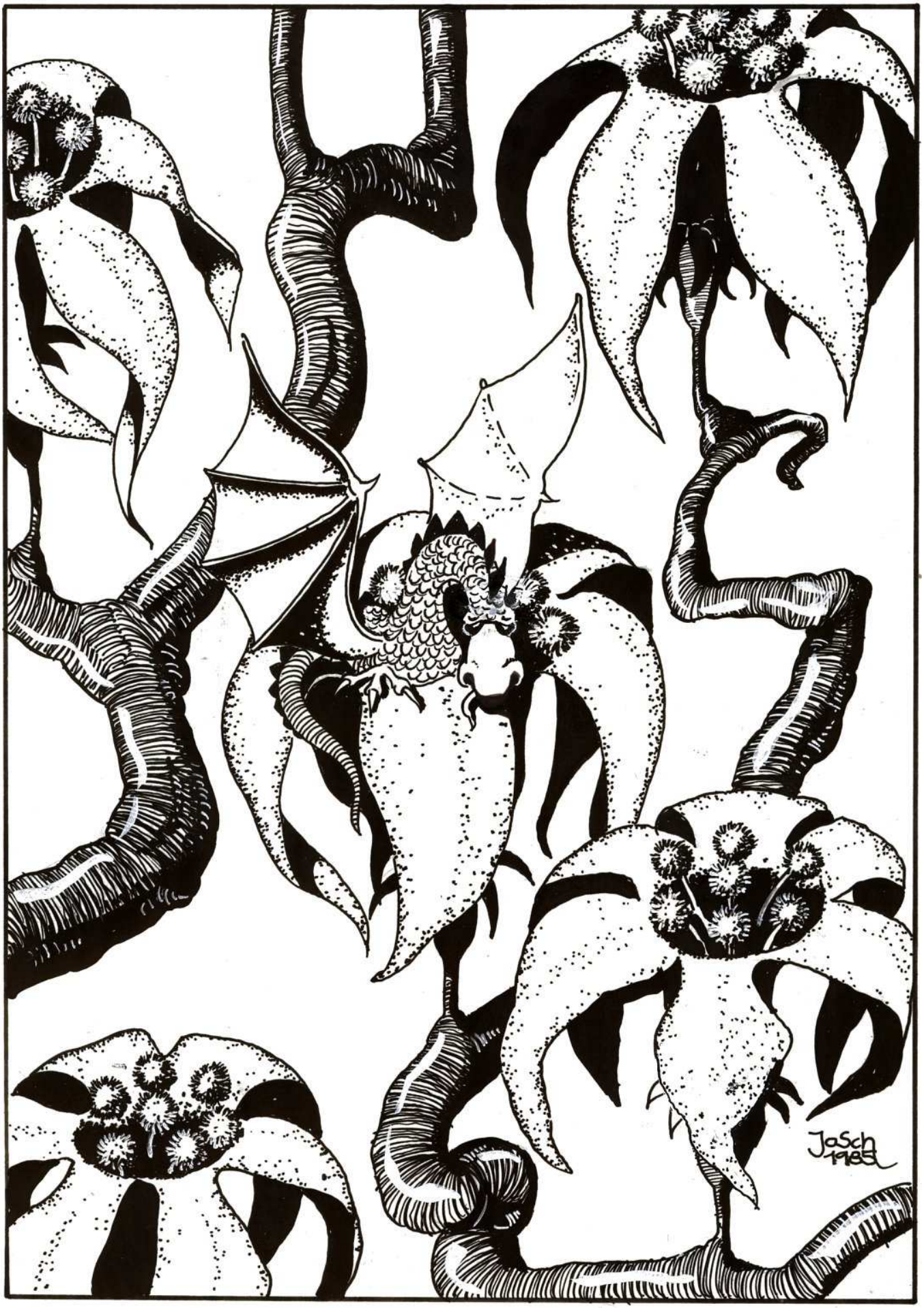
Die Scherben enthüllten einen entfalteten rosaroten Blütenkelch, in dem ein kleines, handtellergroßes Wesen saß, das sehr große Ähnlichkeit mit einer Rubinechse hatte, allerdings statt mit rubinroten Schuppen mit smaragdgrünen ausgestattet war. Sie machte auf mich einen recht verschreckten Eindruck, und ich wurde mir im gleichen Augenblick darüber klar, dass mich jetzt eine gläsern wirkenden Kugel umhüllen würde, wie diese "Smaragdechse" noch vor wenigen Momenten, wenn ich nicht auf das Feuer gekommen wäre. Jedoch bezweifelte ich, dass es mir einmal gefesselt und umhüllt noch gelungen wäre, ein Feuer zu entzünden. "Man sollte sie Fesselspeier nennen", dachte ich bei mir. Diese Raupen waren zum Ausgleich für ihre extrem langsame Gangart von der Natur mit einer furchtbaren Waffe ausgestattet worden. Das Opfer wurde nicht nur gefesselt, sondern es war auch durch die Umhüllung solange vor anderen Raubtieren geschützt, bis die Raupe eingetroffen war. Und das konnte mitunter sehr lange dauern. Die Smaragdechse hatte sich inzwischen wieder gefangen. Ihre großen Augen funkelten mich an, glutrot, wie die untergehende Sonne. Dann riss sie den kleinen Rachen auf, entblößte zwei Reihen winziger, nadelspitzer Zähne und fauchte mich an, die lederartigen Schwingen dabei weit ausgebreitet und die vier Beine fest in den gelben Blütenboden verkrallt. Der schmale Schwanz peitschte hin und her, hin und her, und ließ dabei den zackigen, schwarzgrünen Rückenkamm vibrieren.

Sie hatte Angst. Ich nahm es ihr nicht übel. Woher sollte sie auch wissen, dass ich ihr Befreier war. Behutsam griff ich in den Vorratsbeutel, zog einen Brocken gebratenen Fleisches hervor und ließ ihn an der Wand des Blütenkelches herunterrutschen, so dass er bis vor die Füße der kleinen Echse kollerte. Sie fauchte mich noch einmal drohend an, drehte dann den Kopf seitlich, um den Brocken zu begutachten. Ich nahm nun einen zweiten Brocken, biss hinein und begann zu kauen. Die Smaragdechse hatte alle meine Bewegungen, die ich sehr langsam ausgeführt hatte, verfolgt, aber sie machte keine Anstalten, das Fleisch zu berühren. Ich gab auf, die kleine Echse musste eben selbst sehen, wo sie etwas zu fressen herbekam. Ich hatte keine Zeit mehr, mich um sie zu kümmern. Gedankenverloren blies ich den noch immer brennenden Span aus, beobachtete, wie er rauchend erlosch, die letzte Glut langsam verglomm.

Plötzlich plusterte sich die kleine Echse auf, riss ihren Rachen noch ein Stück weiter auf und spie mir eine dünne Rauchwolke entgegen. Auch aus ihren Nüstern kräuselten sich dünne Rauchfäden. Dann packte sie den Fleischbrocken mit den Zähnen und flatterte damit auf den nächsthöheren Ast. Verwundert sah ich ihr nach. Ich zuckte mit den Schultern. Ich hatte keine Zeit, mich damit zu befassen.

In den Blütenkelch legte ich noch zwei Fleischbrocken, dann machte ich mich an den Abstieg. Mit einem angeschlagenen Bein konnte ich die Entfernung bis zum nächsten Moosfadenbaum unmöglich zurücklegen. Hoffentlich lief ich dabei keiner der Bestien in die Fänge. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich hier welche herumtrieben, war sehr groß, da die Behausung der Familie Tao-te-Sen nicht mehr weit entfernt war. Bald war ich unten angelangt, in der Düsternis des Waldbodens. Wenige Schritte entfernt lag der Kadaver des Fesselspeiers. Die Aasfresser schienen ihr Werk schon vollendet zu haben.

Es hielt sich keiner mehr von ihnen auf dem Kadaver auf. Von dem Fesselspeier war nur noch die giftgrüne Haut das Chitinskelett des Kopfes übrig geblieben. In der Bauchdecke befanden sich einige handtellergroße Löcher, ansonsten war sie unversehrt. Der Gestank, der von ihr ausging, war immer noch widerlich, hatte aber nicht mehr diesen ekelhaft süßlichen Charakter. Mir kam ein Gedanke. Dieser Gestank würde wahrscheinlich meine Spur, die ich für die feinen Riechorgane der Bestien zweifellos hier zurückließ, überdecken. Obwohl es


JaSch
1985

mir davor ekelte, packte ich die Haut und begann einen Hautlappen herauszuschneiden. Die Haut fühlte sich warm an und war überraschend leicht. An der Innenseite war sie noch feucht und glitschig. Ich stutzte. Was wäre wenn ich mir kein kleines, sondern ein großes Stück aus der Raupenhaut herausschnitt; ein Stück, dass groß genug war, um mich darin einzuhüllen. Hatte ich dann nicht eine größere Chance, den Fesselspeiern zu entgehen, die auf meinen weiteren Weg noch auf mich lauern würden? Würden sie sich durch Geruch und Farbe meines Umhangs täuschen lassen? Würden sie mich für einen ihresgleichen halten, wenn ich in genügend großer Entfernung an ihnen vorbeiging? Falls ihr Geruchsorgan besser ausgebildet war, als ihre Augen, konnte es gelingen. Kurz entschlossen schnitt ich zwei Hautlappen heraus. Den Hautlappen, den ich dem Liolin zugedacht hatte, wenn er von mir befreit wurde, wickelte ich um die Hüfte, den anderen mit größtem Missbehagen um die Schultern. Dann setzte ich meinen Weg fort, nachdem ich die Überreste des Kadavers unter einem nahen Buschwerk versteckt hatte. Kaum hatte ich mich auf einen der glatten Äste eines Moosfadenbaums emporgezogen, als ich hinter mir ein aufgeregtes Flattern vernahm. So schnell es mein neuer Umhang erlaubte, drehte ich mich um und blickte in die leuchtenden Augen der Smaragdechse. Sie flatterte in Kopfhöhe, hatte ihren Rachen geöffnet, ließ daraus ihre Zunge vor- und zurückschießen und hechelte begeistert. Ich wußte nicht wie mir geschah, als sie sich plötzlich auf meiner rechten Schulter niederließ und so tat, als könnte nichts im Leben sie von hier vertreiben. Etwas merkwürdig war mir schon zu mute, plötzlich einen Weggefährten zu haben. Aber solange er sich ruhig verhielt, wollte ich ihn dulden.

Mein Umhang leistete mir großartige Dienste. Je näher ich meinem Ziel rückte, desto häufiger sah ich Fesselspeier. Entweder krochen sie gerade Baumstämme hinauf oder hinunter, oder sonnten sich in den oberen Baumregionen faul auf Astgabeln. Aber keiner nahm auch nur einen Augenblick Notiz von mir. So erreichte ich schließlich den Waldrand, keine 25 Ellen von dem Kristallbaum der Familie Tao-te-Sen entfernt. Ich hatte mir einen buschigen, breitblättrigen Teckobaum als Versteck ausgesucht, dessen Äste weit in die Waldeinbuchtung hineinragten, in der das Heerlager der Invasoren aufgebaut war. Auf einen dieser Äste hatte ich mich vorgearbeitet, konnte von hier aus, wenn ich einige Blätter ein wenig zur Seite drückte hinunterspähen, ohne dass die Gefahr bestand, dass mich jemand entdeckte.

Unter mir ging es lebhaft zu. Doch ich achtete nicht darauf. Ich hatte weder Augen für die schwarzen, lederhäutigen Riesen mit den Sichelkämmen noch für die große Zahl der gepanzerten Reitechsen. Ich sah nur "Sie", bewunderte ihr schwarzviolettes Haar, ließ meinen Blick über ihr Gesicht streichen. Die blassblaue Haut, die großen Augen, die schmale Nase und der trotzig verzogene Mund, diese Komposition aus Schönheit, Anmut und Zorn fesselte mich weit mehr, als alles andere, was ich je in meinem Leben gesehen hatte. Ja, ich hatte den letzten überlebenden Liolin der Familie Tao-te-Sen gefunden - ein Mädchen von seltener Anziehungskraft. 15 Ellen trennten mich von ihr, und doch waren es Ewigkeiten. Mitten über dem Heerlager hing der Käfig, in dem sie gefangen war, von einem Ast des Kristallbaumes herunter. Für mich war es momentan unmöglich, sie zu befreien. Ich konnte nur auf den Einbruch der Nacht hoffen. Das war noch eine lange Zeit, die ich ausharren musste, denn jetzt war es erst Mittag. Bis dahin konnte noch viel geschehen. Doch ich war mir noch nie so sicher gewesen, wie jetzt im Augenblick, dass ich sie befreien würde - koste es, was es wolle!

Kapitel 3 Die Rettung

Während ich auf den Einbruch der Nacht wartete, nutzte ich die Zeit, um mich langsam um die Lichtung herum zu arbeiten, in dem Versuch, eine bessere Position zum Kampf zu finden, immer darauf bedacht, durch Blattwerk und Äste gegen Entdeckung geschützt zu sein. Der Winkel der Lichtstrahlen, die durch das Blätterdach fielen, schien sich kaum zu ändern. Die Zeit verstrich quälend langsam. Ich betete zu Jada-Win, dass die mir zahlenmäßig überlegenen Riesen das Mädchen so lange am Leben lassen würden. Ich brauchte eine Ablenkung, aber mir fiel nichts ein. Sogar den Angriff eines Srinn-Yau hätte ich jetzt begrüßt.

Die Haut des Fesselspeiers wurde trocken und begann sich zusammenzuziehen und an den Rändern einzurollen. Kleine Insekten, angelockt von dem Geruch der einsetzenden Verwesung, fingen an mich zu plagen. Die Smaragdechse schnappte nach den summenden und krabbelnden Quälgeistern und

verschaffte mir ein wenig Linderung. Ich streichelte mit dem Zeigefinger ihr Köpfchen. Wenigstens war ich nicht ganz allein.

Die Riesen lachten und unterhielten sich mit tiefen, rauhen Stimmen. Ihre Sprache war mir fremd und unverständlich. Es war nicht die Göttliche Sprache, die Jada-Win allen seinen Kindern geschenkt hatte. Diese Wesen waren Dia-Nares Schöpfung, sie gehörten nicht nach Tarra-Gon.

Die Reitechsen stritten sich mit heiserem Fauchen um blutige Fleischstücke. Da entdeckte ich etwas, dass ich von meinem ersten Standort im Teckobaum nicht hatte sehen können. Trotz der Hitze wurde mir wurde kalt. In meinen Schläfen hämmerte das Blut, als ich Brechreiz niederkämpfte.

Ein nackter, geschundener Körper war gegen den Stamm des Kristallbaums genagelt worden. Die Riesen hatten ihn gefoltert und ausgeweidet, so dass der Tote kaum noch als Liolin zu erkennen war. Das Blut war noch frisch. Und am Rande der Lichtung, halb im Unterholz, lagen zwei Haufen: Ein Haufen aus zerfetzter Kleidung, und ein zweiter aus Körpern und… Teilen von Körpern…, achtlos übereinander geworfen. Ich sah zwei der Echsen sich um die Überreste desselben Körpers balgen. Eine riss an einem Bein herum, bis sie es aus dem Gelenk gedreht hatte, die andere hatte den Kopf in der Körperhöhlung vergraben und schlang und zerrte an den feuchten Schlingen der Eingeweide, bis ihr Kopf besudelt war mit blauem Blut und Exkrementen und grünlichem Schleim.

Die Riesen hatten die Liolin, die hier lebten, geschlachtet und ausgeweidet wie Beutetiere. Nein, ein Jäger würde seine Beute zerlegen, aber niemals derartig zurichten… dies war das Werk von Wesen, die Freude am Schmerz anderer empfanden.

Ich kehrte zu meinem Ansitz auf dem Teckobaum zurück. Das Mädchen kauerte in einer Ecke des Käfigs und hatte den Blick abgewendet. Hin und wieder schlug einer der Riesen mit einem langen Speer gegen die Käfig. Aus welchem Grund hatten sie sie am Leben gelassen? Hatten sie den Auftrag, Liolin einzufangen? Aber der Käfig wirkte roh und behelfsmäßig. Ich war sicher, dass ich die Stricke oder Sehnen, welche die Holzstäbe zusammenhielten, durchschneiden konnte, wenn ich nur genug Zeit hätte.

Als ich noch grübelte, lenkte etwas, vielleicht mein Jägerinstinkt, meine Aufmerksamkeit auf das Geäst eines Baumes auf der anderen Seite der Lichtung. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen. Ein blauer Arm, ein Gesicht… Halb im Blattwerk verborgen, kauerte dort ein anderer Liolin! Er starrte auf die Riesen. Hastig ergriff ich meinen Kurzbogen. Mit fliegenden Fingern spannte ich die Sehne, betend, dass die lang erhoffte Ablenkung nicht stattfand, bevor ich schussbereit war.

Die Riesen trugen gepanzerte Überwürfe besetzt mit Plättchen aus Materialien, die wie Horn und Metall aussahen. Ich konnte nicht sicher sein, ob mein Pfeil solche Rüstung würde durchdringen können, oder ob die Riesen immun waren gegen Gift meiner Pfeilspitzen. Einer der Riesen hatte sich halb von mir abgewendet. Ich legte einen Pfeil ein, zwang meinen Atem zur Ruhe, und zielte auf seinen Hals.

Ich sah den anderen Liolin an den Rand des Astes ins Freie treten und eine Schleuder über dem Kopf wirbeln, aber statt Schleudersteinen flogen dicht hintereinander zwei faustgroße, grauweiße Kugeln der Gruppe der Riesen entgegen und zerplatzten an

der Brust zweier Feinde. Gelbe Staubwolken wallten auf und hüllten ihre Köpfe ein. Sporen von Fresspilzen! Mir wurde kalt vor Entsetzen. Die beiden waren bereits tot, sie wussten es nur noch nicht. Und ihre Körper würden eine Infektionsquelle sein für alles tierische Leben um sie herum, bis die Myzeliumfäden der Pilze sich im Boden eingegraben und erneut Fruchtkörper gebildet hatten. Es war verboten, Fresspilze auch nur in die Nähe eines bewohnten Sirronlinbaumes zu bringen, weil es Monate dauern konnte, einen Ort von ihnen zu säubern. Selbst sie zu sammeln war ein Wagnis. Der andere Liolin musste wahnsinnig sein.

Noch bevor sich die feindlichen Krieger von ihrer Überraschung erholt hatten, schoss ich. Der Pfeil bohrte sich tief in ledrige Haut. Der Koloss gurgelte und griff sich an den Hals, dann taumelte er und brach zusammen. Mein zweiter Pfeil landete in der

Augenhöhle seines Kameraden und verschwand bis zur Befiederung darin. Dann jedoch waren die Riesen gewarnt. Ein dritter Pfeil prallte von einem gepanzerten Ärmel meines Ziels ab, als der Feind den Arm hochriss, um seinen Kopf zu schützen, und blieb in dem Panzerhemd stecken.

Rauhe Stimmen brüllten Kommandos über die Lichtung. Die Riesen griffen nach ihren Waffen und Schilden und suchten Deckung hinter ihren Reitechsen. Sie teilten sich auf, näherten sich den Bäumen, in denen wir saßen, als ihre beiden sporenbedeckten Kameraden begannen, würgend zu husten. Schaum quoll aus ihren Mündern und Nasen, während sie blind umhertaumelten und nach ihren Kehlen und Augen krallten. Blassgelbe Beulen zeichneten sich bereits unter der schwarzen Haut ab.

Jetzt war meine Gelegenheit gekommen. Ich spannte meine Muskeln und warf mich nach vorn, zwei Schritte, der Ast federte unter mir, und mit einem Satz übersprang ich den Abstand, der mich von dem Käfig trennte. Als ich auf dem Holzgitter landete, schaute das Mädchen hoch und riss überrascht die Augen auf. Ich legte den Bogen beiseite und zog mein Messer. „Halt dich fest“, sagte ich, als ich mich hinkauerte und begann, mit der Obsidianklinge die Stricke zu durchtrennen. Sie schien zu begreifen, was mein Plan war, und hakte ihre Finger in das obere Gitter und ihre Greifzehen in den Boden des Käfigs.

Ich schnitt schnell und konzentriert. Ein Warnruf des Mädchens ließ mich instinktiv vom Rand des Käfigs zurückzucken, einen Sekundenbruchteil bevor ein fingerdicker Pfeil aus Metall an meinen Rippen entlangschrammte und eine Spur aus heißem Schmerz hinterließ. Ein zweiter Bolzen prallte von einer Stange des Käfigs ab und verfehlte nur knapp meinen Arm. Schräg unter uns stand einer der Riesen und lud zwei neue Metallbolzen in eine seltsame eckige Konstruktion aus Holz und grauem Metall. Er zog eine Sehne zurück, und ich begriff, dass es eine Art Bogen war. Meine Reaktionsschnelligkeit hatte mich davor bewahrt, mit einem Bolzen im Bauch zu enden, aber wie sehr wünschte ich mir im Moment, ich hätte die Panzerhaut eines Srinn-Yau.

Zwei weitere der Riesen kamen herangelaufen. Einer begann mit einem langen Speer mit breiter Klinge nach Mädchen im Käfig zu stechen, der andere eilte zu der Stelle, wo das andere Ende des Seils, das den Käfig hielt, am Baumstamm befestigt war. Wir mussten hier so schnell wie möglich verschwinden, bevor sie den Käfig zu Boden ließen! Und das, ohne erschossen zu werden, bevor wir am Seil bis zum Ast über uns emporklettern konnten.

Der Riese mit der Pfeilschleuder hob seine Waffe erneut. Mit einem Mal flatterte die kleine Smaragdechse, die sich in mein Haar verkrallt hatte, auf und stieß laut kreischend auf den Schützen hinab. Aus ihrem geöffneten Maul schossen mit tödlicher Präzision zwei dünne Strahlen einer rauchenden Flüssigkeit direkt in seine Augen. Mit einem schrillen Schrei lies der Koloss die Waffe fallen und griff sich ins Gesicht. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor, als sich Augen, Haut und Muskeln in Fetzen vom Schädel ablösten. Auch die Fingerkuppen zersetzten sich, bis der blanke Knochen hervortrat. Er wälzte sich noch einen Moment am Boden, dann lag er still, mit einem klaffenden Loch dort, wo Augenblicke zuvor sein Gesicht gewesen war.

Die Echse flog weiter, spukte erneut ihr ätzendes Sekret. Auch der Riese, der den Knoten lösen wollte, ging zu Boden.

Ich wartete nicht ab, bis der Krieger mit dem Speer sich entschieden hatte, ob er flüchten oder die Echse oder uns angreifen wollte. Ich verlagerte mein Gewicht und setze den hängenden Käfig in Schwung, derweil ich den letzten Strick durchschnitt. „Warte auf den richtigen Moment“, sagte ich. Das Mädchen, das ihre Augen nicht von meinem Gesicht gelassen hatte, folgte meinem Blick und nickte. Ich hielt mich an dem Seil fest und lehnte mich über den Rand, tat so, als ob ich springen wollte. Der Riese hob erwartungsvoll seinen Speer. Das Mädchen folgte meinem Blick und nickte. Die Muskeln traten an ihren Armen und Beinen und ihrem schlanken Leib hervor, als sie für einen Moment den unteren Teil des Käfigs nur mit ihrer Körperkraft hielt. Dann ließ sie ihn fallen, und die Konstruktion krachte dem Speerkämpfer auf den Kopf.

Sie zog sich auf die Oberseite des Gitters und strich sich das zerzauste Haar aus dem Gesicht. Zum ersten sah ich die bunten geflochtenen Bänder um ihre Oberarme, und das Gold, das von ihren durchstochenen Ohrläppchen baumelte. Solchen Schmuck trugen Frauen zu ihrer Hochzeitsfeier, wenn sie einen Mann erwählen. Aber hier war niemand mehr am Leben gewesen außer ihr… Ich verdrängte den Gedanken, hob den Bogen auf und streckte die Hand aus, um ihr zu helfen, aber sie kletterte bereits das Seil hinauf. Ich folgte ihr, erklomm den Ast des Kristallbaumes und sah mich um.

Auf der Lichtung hatte sich die Anzahl der Riesen merklich ausgedünnt. Sie verfolgten den anderen Liolin, der wieder im Blätterdach untergetaucht war, und schossen blind in die Baumkronen. Zwei langgestreckte Hügel, mit pulsierenden Adern von schwefelgelbem Pilzgeflecht überzogen, lagen am Boden und ließen noch schwach die humanoiden Umrisse erkennen.

Die Frau, ich kannte nicht mal ihren Namen, griff mich hart am Arm, zeigte hinab auf die Lichtung. ‚Töte sie alle‘, formten ihre Hände in der Zeichensprache der Jäger. Ich zuckte die Schultern, und spannte meinen Bogen. Zeit, auf Jagd zu gehen. Einer der Riesen, der kleinste, fiel mir auf, denn er lief hinüber zu den Reitechsen und zerrte an einer Satteltasche, anstatt zu kämpfen. Offensichtlich wollte er fliehen. Er konnte warten. Ich lächelte grimmig und suchte nach lohnenderen Zielen für meine Pfeile.

Ein mehrstimmiges Pfeifen und Dröhnen erfüllte urplötzlich die Luft, hypnotisch und einschmeichelnd. Wie von Ferne spürte ich, dass sich der Griff meiner Zehen um den Ast zu lösen begann. Meine Arme sanken schwer herab. Ich wurde unendlich müde, aber gleichzeitig euphorisch, wie betrunken. Es war schwer, klar zu denken. Doch unvermittelt riss mich ein scharfer Schmerz ins Wachsein zurück.

Die Frau ließ die Arme sinken. Sie hatte mir mit beiden Handflächen kräftig auf die Ohren geschlagen. Mein Kopf schmerzte und in meinen Ohren war ein Pfeifen, das alles andere übertönte. Sie zog den Bogen aus meiner schlaffen Hand und legte mit grimmigem Gesicht einen Pfeil an. Als sie herumschwenkte und zielte, sah ich zum ersten Mal die Quelle des hypnotischen Liedes. Der kleinste der Riesen trug etwas in der Armbeuge, das ich zuerst für einen ledernen Wassersack hielt. Ich sah ein faltiges braunes Tier mit einem hornigen Trichtermund und Knochenröhren am Kopf, dessen Körper beinahe zur Gänze aus sich aufblähenden Kehlsack zu bestehen schien. Dann sirrte ein Pfeil heran und durchschlug die Membran, und das Tier sackte in sich zusammen.

Wir ließen keinen der schwarzhäutigen Riesen am Leben. Ihr Blut war leuchtend rot. Einige Reitechsen entkamen, rannten in den Wald. Ich stieß einen Siegesschrei aus, aber dann fiel mein Blick auf einen Fesselspeier im Geäst eines Wollfadenbaumes, und mein Herz wurde wieder schwer. Wenigstens schienen die Raupenkreaturen den Sirronlin zu meiden.

Ich schaute die Frau an. „Lissan-Thor“, stellte ich mich vor.

„Lirrsa-Sen“, erwiderte sie mit leiser Stimme.

„Dann sind wir beide Kinder des Li-Baumes“, sagte ich mit zaghaftem Lächeln. Wir waren beide geboren in der Zeit, in der die Li-Bäume ihre saftigen Früchte tragen, die aus dem ganzen Wald Schwärme von schwarzflügligen, goldbraunen Fledertieren herbeilocken, deren unermessliche Scharen den Himmel verdunkeln.

„Was war das für ein seltsames Tier?“, fragte ich.

„Die Fremden brachten es mit“, antwortete sie mir mit Gesten. „Es sang. Dann fielen die Mitglieder meiner Familie mit offenen Augen in Schlaf. Sie verloren ihren Willen. Nur ich blieb übrig. Ich versteckte mich, aber die Fremden fanden mich, als ich versuchte…“ Sie brach ab und wandte für einen Moment das Gesicht ab. „Sie haben alle getötet. Auch die Kinder. Auch meinen Mann. Tavor-Zin.“ Sie sprach seinen Namen leise aus, während ihre Hände seinen Namen formten. „Sie haben sie an den Baum genagelt und ihre Qualen benutzt, um weitere Liolin anzulocken. “

Ich erkannte die grausame List der Angreifer. ‚Die Liolin sind wie Blätter an einem Baum‘, sagt ein Sprichwort. Kein Liolin könnte sein Herz gegen das Leid eines anderen verschließen und ihn dem Tod überlassen.

„Es tut mir leid“, sagte ich. „Aber… du warst immun gegen das Tier?“

„Als ich ein Kind war“, sagte sie stockend, „bekam ich ein Fieber. Seitdem bin ich fast taub. Ich kann das Grollen des Donners hören, aber nicht das Zirpen der Zikaden.“ Sie sah mich herausfordernd an. Ich hob eine Hand, um ihr Haar zu berühren.

„Hier ist noch ein Liolin am Leben!“, fiel es mir jäh ein. „Wir müssen ihn finden!“ Ich ergriff ihre Hand und zog sie mit mir, auf eine der geflochtenen Hängebrücken zwischen den Wohnnestern.

„HEYA!“, rief ich. „In Jada-Wins Namen. Wer geht dort?“ Ich hörte eine schwache Antwort, dann schwang sich ein schmächtiger Liolin auf die Brücke und näherte sich zögerlich. Er war noch ein Junge, ein Kind an der Schwelle zum Erwachsensein. Seine Ohrspitzen waren noch nicht gewachsen und sein Haar kurzgeschoren. Er trug nur einen ledernen Lendenschurz, ein Messer und einen Beu-

tel am Gürtel, und die Reste der traditionellen Körperbemalung von Jungen, die sich dem Initiationsritus zum erwachsenen Jäger unterziehen. Die Farbe in seinem Gesicht war verschmiert, als ob er geweint hatte. Auf Brust und Armen klebten Streifen von grünlichem, eingetrocknetem Sekret, und er war mit Spritzern von Blut verschiedener Farbe bedeckt. Aber er blickte grimmig auf uns. In seiner Hand hielt er einen kruden Bogen umklammert. Bis auf ein Messer bekamen die Initiaten keine Waffen. Es gehörte zum Ritus, dass sie sich ihre eigenen Speere und Bögen bauten.

Ich streckte ihm meine offenen Handflächen entgegen. „Ich bin Lissan-Thor“, sagte ich und stellte auch Lirrsa vor. Er schob sich Zoll für Zoll näher, misstrauisch wie ein wildes Tier. Als plötzlich etwas neben meinem Kopf flatterte und sich die Smaragdechse auf meiner Schulter niederließ und zufrieden nieste, zuckten wir alle zusammen. Der Junge kniff die Augen zusammen und deutete auf die Echse. „Woher habt ihr das?“

„Sie ist mir zugeflogen“, sagte ich. „Ich weiß nicht, was es für eine Echse ist, aber sie scheint nicht zu den fremden Wesen zu gehören.“ Ich strich der Echse über das Köpfchen. „Hast du denn ein solches Tier schon einmal gesehen?“, fügte ich einen Moment später forschend hinzu, als ich den Gesichtsausdruck des Jungen sah.

„Ja… ich glaube schon. Aber, ich weiß nicht mehr genau, wo oder wann. Vielleicht fällt es mir wieder ein.“ Er schüttelte müde den Kopf. „Ich bin Ghe. Aus der Sippe der Ang-te-Orn. Aber meine Familie gibt es nicht mehr. Ich bin der Letzte.“

Er begann zu zittern, als die Anspannung aus seinem Körper wich. Ich fing ihn auf, als er taumelte. Lirrsa zeigte uns, wo wir etwas essen und trinken konnten, und auch, wo wir uns reinigen konnten. Wir alle wussten, dass wir bald weiterziehen mussten. Die Sorge um meine eigene Familie brannte in mir. Aber unausgesprochen waren wir uns ebenso einig, dass wir uns alle ein wenig ausruhen mussten, bevor wir uns den bekannten wie unbekannten Gefahren des Waldes stellten.

Ich warf die Hautlappen der Fesselspeiers von der Brücke. Aber der gleiche durchdringende Geruch war auch von Ghe ausgegangen, bevor er sich wusch. Ich befragte ihn dazu, als er hungrig Essen in sich hineinschaufelte. Er erzählte uns, dass er Teil einer Gruppe von Jungen gewesen war, die für den Ritus in den Wald geschickt worden waren. Die anderen waren alle tot. Nur er hatte es geschafft zu überleben. Er hatte die Fesselspeier beobachtet, und herausgefunden, dass sie ein Duftsekret aus Organen am Körperende ausscheiden. Er hatte es geschafft, eine der Raupen zu erschießen und die Drüsen zu entfernen. Meine Achtung für ihn wuchs. Er würde ein guter Jäger werden… wenn er lange genug überlebte, um erwachsen zu werden.

Ghe kehrte um und lief zum Sirronlin der Orn zurück. Aber als er dort ankam, war seine Familie bereits tot, und riesige Käfer nagten an den Wurzeln des sterbenden Kristallbaumes. Danach irrte er durch den Wald.

Wir ließen die toten Riesen und ihre fremdartigen Waffen liegen, wo sie lagen, und sprachen die Gebete für Lirrsas Familie. Während der Abendregen das Blut fortwusch, wickelte ich alle Überreste, die ich finden konnte, in Blätter und brachte sie ins Wipfeldach, dort legten wir sie in Höhlungen des Baumes zur Ruhe. Der Baum selbst würde ihr Grab und Mahnmal sein. Ich legte meine Arme um Ghes und Lirrsas Schultern, während ihr die Tränen über die Wangen rannen, aber sie gab keinen Laut von sich.

Die Nacht war schon angebrochen und der Kristallbaum stand dunkel und still unter dem Licht der Sterne. Mit letzter Kraft schickte ich erneut eine Warnung an meine Familie, in der Hoffnung, dass sie diese an andere Liolin im Wald weitergeben würden.

Am nächsten Morgen machten wir uns auf, meinem eigenen Heimbaum entgegen.

Kapitel 4 Yin-Talin-Me

Die Nachtruhe hatte mir nur wenig Erholung gebracht. Von Alpträumen geplagt, war ich mehrere Male mit hämmerndem Herzen hochgeschreckt. Die leisen Atemzüge der beiden anderen hatten mir nur wenig Trost gebracht. Meine aufgepeitschte Einbildungskraft gaukelte mir vor, dass ich trotz des trommelnden Regens in der Ferne das widerliche Nagen und Knabbern der Fesselspeier hören könne. Im Dunkeln hatte Lirrsa in der Hängematte neben mir ihre schmale Hand ausgestreckt und in meine geschoben. Um mich zu beruhigen oder um selbst Trost zu schöpfen, ich war mir nicht sicher.

Bevor wir aufbrachen, brachte Lirrsa-Sen Klei-

dung für Ghe und ein Bündel Speere und Pfeile von außergewöhnlicher Kunstfertigkeit. „Sie waren mein Brautgeschenk“, erklärte sie, während wir die meisterhafte Gewichtung und Balance der Jagdspeere bewunderten, die aus den verholzten aber biegsamen Rohren von Riesengras hergestellt waren, das nur an Berghängen wuchs. Sie endeten in gehärteten Holzspitzen mit eingesetzten Obsidianklingen. Einige der Pfeile trugen dreikantige Feuersteinspitzen zur Jagd auf gepanzerte Tiere, andere halbmondförmige Querschneider hergestellt aus den zweigezackten Zähnen des Sehnenbeißerfisches. Wieder andere waren tropfenförmig aus Holz geformt, ich erkannte sie als stumpfe Spitzen zur Jagd auf Vögel und kletterndes Kleingetier. „Tavor-Zin hat sie hergestellt, er war der beste Holzschnitzer seiner Sippe. Ich denke, er hätte gewollt, dass ihr sie bekommt.“ Sie strich mit den Fingerkuppen sanft über das fein gemaserte Holz eines Speerschaftes. „Er war ein guter Mann“, setzte sie leise hinzu.

Wir nahmen nur die nötigsten Werkzeuge und Vorräte wie Salz und Dörrfleisch mit und schlugen ein schnelles Tempo an, auch in der feuchten Mittagshitze rasteten wir nicht. Als wir endlich den Kristallbaum der Laho-te-Thor vor uns sahen, dankte ich dem Weltenschöpfer, dass hier noch keine Anzeichen der Zerstörung zu finden waren. Meine Familie hatte die Warnung empfangen, und hatte sich auf Kampf oder Flucht vorbereitet. Einer meiner Vettern war von der Jagd nicht zurückgekehrt, und man befürchtete das Schlimmste. Sie hatten die mit uns eng verwandte Familie der Laho-te-Nhur zur Flucht gedrängt, aber nur wenige waren gekommen, die anderen konnten und wollten ihren Baum nicht den parasitären Kristallbohrern überlassen.

Mutter weinte, als sie vom Schicksal von Lirrsas Angehörigen hörte, denn ihre eigene Mutter war einst aus der Familie Tao-te-Sen zu uns gekommen, als sie meinen Großvater zum Mann wählte. Meine Familie nahm sich Lirrsas und Ghes an. Aber wir kamen überein, dass wir hier nicht mehr sicher waren. Wir packten ein, was wir tragen konnten.

Mit Trauer in unseren Herzen verließen wir den Sirronlin, der so viele Generationen den Laho-te-Thor ein Zuhause gewesen war, und reisten viele Tagesreisen in Richtung der untergehenden Sonne, zur legendären Stadt Yin-Talin-Me. Jeder Liolin, der sie suchte, konnte sie finden, wenn er dem Raunen der Kristallbäume lauschte.

Wir zogen durch den Wald. Unser Vorankommen war langsamer, als ich es gewohnt war, denn wir hatten Alte und Kinder dabei und trugen Gepäck. Aber der Wald umfing uns mit seinem Atem, seinen vertrauten Geräuschen. Hier war noch nichts von den Invasoren zu spüren. Vögel und Kleingetier bevölkerten die Wipfel. Insekten flatterten umher. Ich sah Schwärme von buntgefleckten Baumhüpfern, die ihre langgezogenen, röhrenförmigen Schnauzen in Blütenkelche steckten, um Nektar zu lecken.

Abends bauten wir uns aus Ästen und überlappenden Blättern Schlafnester und Unterstände zum Schutz gegen den Regen. Lirrsa-Sen war die ganze Zeit nicht von meiner Seite gewichen, doch ich war überrascht, als sie sich wortlos zu mir auf die Blätter legte. ‚Ich will nicht alleine sein‘, sagten ihre Hände. So schliefen wir ein, ihr warmer Körper dicht an meinem, ihr Geruch mischte sich mit dem des Regens.

Am zweiten Tag betraten wir ein Gebiet, in dem der Boden felsiger war. Hier drängten die Knochen der Welt an die Oberfläche. Die Bäume waren niedriger, und wir waren gezwungen, uns immer häufiger dem Boden zu nähern. Es war ein gutes Jagdgebiet, aber niemand lebte hier, da hier keine Sirronlin wuchsen. Wir wussten, wir näherten uns einem der Flüsse, die durch den Urwald strömten. Wir wollten versuchen, noch vor Nachtanbruch eine der Seilbrücken zu erreichen.

Zu Mittag des zweiten Tages hörten wir in einiger Entfernung Schreie, die wie die Schreie eines Liolin klangen. „Ignoriert es. Wir müssen weiter“, sagte ich mit gepresster Stimme. „Wir haben Frauen und Kinder dabei, wir können nicht riskieren, in einen Kampf zu geraten, oder einen Trupp Krieger von der Gruppe zu trennen.“

Die anderen sahen mich entsetzt an. Sie zögerten, hin- und hergerissen, während die Schreie gellten. Ich konnte den Schmerz in ihrem Gesicht sehen. Derselbe Schmerz wühlte auch in meinem Herzen, aber mein Gesicht fühlte sich wie versteinert an.

„Die Liolin sind wie Blätter an einem Baum“, zitierte meine Urgroßmutter. „Wir gehen alle.“ Die Entscheidung stieß allerseits auf Zustimmung, und ich hatte nicht die Kraft, ihnen zu widersprechen.

Es war nicht weit, aber der Baumbestand wurde immer lichter, dafür nahm das Unterholz zu. Nur einige großblättrigen Teckobäume ragten aus dem

Buschbestand und breiteten ihre Äste aus, um Licht zu trinken, aber auch sie waren kleiner als zuhause und ihre Äste für meinen Geschmack zu nah am Boden.

Wir waren jetzt ganz nahe. Ich bedeutete meiner Familie, auf einem der Bäume zu warten, wo sie dichtgedrängt saßen. Zusammen mit den anderen Kriegern ließ ich mich zu Boden gleiten und schlich weiter nach vorn. Und dann sah ich etwas, von dem ich gehofft hatte, es nie wieder zu sehen, und wusste, dass wir einen verhängnisvollen Fehler begangen hatten.

Die graue Bestie sah uns an, hob ihre flache Schnauze und ließ noch einmal, höhnisch, den gleichen schrillen Schrei ertönen, der uns hergelockt hatte.

„Wo eine Bestie ist, sind noch mehr! Sie jagen im Rudel!“, warnte ich. „Umso wichtiger, dieses hier zu töten, damit es keine weiteren herbeiruft!“, erwiderte ein anderer Jäger.

Alarmiert sah ich, wie sie anfingen auseinander zu streben und sich aufzuteilen, wie es Mitglieder eines Jagdtrupps taten, um bessere Schusspositionen zu bekommen und eine Beute zu umzingeln.

„Zusammenbleiben!“, gellte meine Stimme. „Waffen nach außen, immer ein Speer und ein Bogenschütze zusammen!“

„Da sind noch mehr! Zwei… drei!“, kam der Ruf.

„Bedrängt sie. Lasst nicht zu, dass sie eine Jagdformation bilden!“, befahl ich.

Die drei Bestien, von Pfeilen gespickt, wichen vor unseren Speerspitzen zurück. Wir rückten nach, aber ein sechster Sinn schrie Warnungen in mir. Hatte ich nicht selbst gesehen, dass diese Wesen intelligenter waren als bloße Tiere? Falls der Rest des Rudels bereits hier war… Waren da nicht schattengraue Bewegungen im Unterholz?

Das Bild der klappernden Zangen des Srinn-Yau erschien vor meinem geistigen Auge. „Angriff von den Seiten!“, schrie ich. „Speere hoch!“ Da brachen bereits mehrere der grauen Bestien an unseren Flanken geifernd aus dem Unterholz. Eine sprang direkt auf mich zu, und spießte sich auf die Spitze meines Speers. Die Spitze drang tief in ihre Brust. Der Aufprall raubte mir den Atem. Der Speer federte alarmierend, aber brach nicht. Ich riss ihn heraus und stach und schlug mit den Obsidianklingen auf das Wesen ein, bis es blutend zusammenbrach. Neben mir taumelte ein Jäger unter dem Prankenhieb eines weiteren Angreifers. Als das Wesen nachsetzte, stach ich wie rasend auf den grauborstigen Leib ein. Die Klingen rissen blutige Wunden, aber der Speer glitt von der rauhen, panzerartigen Schwarte und den Rippen des Wesens ab. Es warf den Kopf herum, seine Kiefer schnappten nach dem Speerschaft und bissen ihn hinter der Spitze durch. Dann verwandelte sich sein Knurren in ein Gejaule, als sich die scharfkantigen Splitter des Schaftrohrs in sein Maul bohrten. Ich zog das gesplitterte Ende über sein Gesicht und blendete es, dann rammte ich es mit aller Kraft in seinen Hals.

Um uns herum tobte der Kampf. Aber wir hielten aus, und der Angriff der Kreaturen kam ins Stocken, als mehrere unseren vergifteten Pfeilen erlagen. Die restlichen Bestien zogen sich zurück, einander zuknurrend. Ich begriff mit kaltem Entsetzen, dass sie leichtere Beute gewittert hatten. „Rückzug zum Baum!“, befahl ich. Wir rannten, zogen die Verletzten mit uns, und sprangen empor, Hände reckten sich uns entgegen und zogen uns nach oben. Wir blieben auf den untersten Ästen sitzen, die Waffen bereit. Einige der Frauen hatten Waffen aus den Händen der verletzten Jäger genommen, oder begannen, die Wunden zu versorgen. Die anderen Liolin kletterten weiter hinauf.

Aber nun umzingelten die Bestien den Stamm, nutzen die Deckung von Buschwerk und Blättern und begannen, sich am Stamm emporzuziehen. Die Krallen ihrer vier Beine gruben sich tief in die Rinde. Sie waren keine geborenen Kletterer, aber ihre Blutgier trieb sie in die Reichweite unserer Speere, bis sie sich fallen ließen. Dann umkreisten sie wieder den Stamm.

Konnten sie uns hier oben aushungern? Einige von uns konnten vielleicht springend den nächsten Baum erreichen, aber nicht alle. Ich starrte auf die Bestien. Es waren nur drei. Ich schaute mich um, machte Bestandsaufnahme, wer noch kampffähig war. „Wer ist verletzt?“, fragte ich.

Mir fiel auf, dass Ghe sich nicht an der allgemeinen Aufregung beteiligte, sondern von Ast zu Ast kletterte und aufmerksam die Umgebung musterte. „Was siehst du?“, fragte ich ihn leise. Er deutete auf einen Ghavbaum, der einiger Entfernung wuchs. Der fassförmige, mit großen aber stumpfen Stacheln besetzte Stamm reckte sich in einem trunkenen Winkel empor. Die dicken, handlangen Stacheln, die unregelmäßig verteilt aus der zerfurchten Rinde

wuchsen, machten es zu einem Kinderspiel, einen Ghavbaum zu erklettern, und die Früchte trugen unter ihrer runzligen Hülle saftiges Fruchtfleisch. Aber jeder Liolin wusste, dass die kleinen Löcher in Stacheln und Rinde zu Gängen im Bast unter der Rinde führten, in denen milliardenköpfige Myrmicinenkolonien lebten, die ihren Baum verteidigten. Wer die Früchte ernten wollte, musste leichtfüßig und schnell sein und durfte den Baum nicht verletzen. Ihre Stiche und Bisse waren in geringer Zahl nicht tödlich für einen Liolin, aber überaus schmerzhaft und konnten zu vorübergehenden Lähmungen führen.

Verletzen… ein Plan bildete sich in meinem Kopf. „Ja“, sagte ich. „Ich glaube, ich verstehe. Verschaff‘ mir einen Vorsprung“, bat ich Ghe. Er nickte, und verschwand zur anderen Seite des Stammes.

Als die Bestien einen Augenblick abgelenkt waren und sich eine Lücke in ihrem Ring auftat, sprang ich zu Boden und rannte, den Blick auf mein Ziel gerichtet. Hinter mir hörte ich entsetzte Aufschreie und das Knurren der Bestien, als sie herumfuhren und hinter mir her hetzten, angelockt vom Geruch des Blutes, das an mir klebte. Jeden Moment erwartete ich, das Gewicht einer der Kreaturen auf meinem Rücken landen und ihren heißen Atem in meinem Genick zu spüren.

Mit keuchendem Atem sprang ich am Stamm des Ghavbaums empor. Meine Finger und Zehen fanden ausreichend Halt. Während ich kletterte, riskierte ich einen Blick nach unten. Die Bestien zogen ihre schweren Körper an dem schrägen Stamm empor. Ihre Krallen bohrten sich tief in das Holz und rissen Fetzen aus der Rinde. Sie jaulten vor Blutgier.

Hinter ihnen ergoss sich eine wimmelnde Flut winziger rot-schwarzer Leiber aus den Wunden im Stamm. Aufgestachelt von den Erschütterungen krochen die ersten Myrmicinensoldaten nun auch aus weiter oben gelegenen Löchern. Beißend, stechend fielen sie über die grauen Bestien her, krabbelten durch borstiges Fell und in Nasenlöcher und Ohren hinein, verbissen sich in Knäueln in Augenlidern. Die Bestien ließen sich fallen, wälzten sich am Boden.

Ich stieß mich vom Stamm ab und rettete mich mit einem Sprung in einen Busch, der meinen Aufprall bremste. Dann war Ghe neben mir, half mir auf und reichte mir einen Speer. Ich ging zurück und stach wieder und wieder zu, bis die Bestien still lagen und ich die Arme nicht mehr heben konnte.

In der Traumblume verkrampfte sich Lissan-Thors Körper, dann beruhigte sich sein Atem wieder.

Wir fanden Baumstraßen, die Anzeichen von häufiger Benutzung aufwiesen und eindeutig regelmäßig in Stand gehalten wurden. Sie folgten in ihrem Verlauf breiten Tierpfaden am Boden. Seit der Vernichtung der Bestien wurde ich von den anderen Jägern als Anführer behandelt.

Ghe sprang mit einem Ruf zu dem mehrere Körperlängen unter uns liegenden Waldboden hinab. Insgeheim die Impulsivität des Jungen verfluchend, folgte ich ihm, sicherte aber nach allen Seiten. Hier unten jagten Raubtiere, die für das Astwerk zu schwer oder zu unbeweglich waren.

Ghe deutete mit seinem Speer auf Fährten im Waldboden. „Lurs“, sagte er. „Eine ganze Herde, etwa ein Dutzend. Die Spuren sind noch frisch.“

Die Abdrücke der mit Spitzen aus hartem Horn versehenen Zehen, vier an den Vorderläufen, drei an den Hinterläufen, waren nicht zu verwechseln. Diese großen, langköpfigen Pflanzenfresser mit ihren verlängerten, sensiblen Nasen und Oberlippen waren ein beliebte Jagdbeute, denn von einem Tier konnte eine ganze Familie satt werden. Aber es brauchte einen Trupp Jäger, um so ein Tier zu erlegen, es zu zerlegen und das Fleisch gegen Raubtiere und Aasfresser zu verteidigen. Und obwohl die Lurs von geduldiger Wesensart waren, konnten sie sich mit ihren harten Hufen und verlängerten Eckzähnen verteidigen, und, wenn sie auf der Flucht ans Ufer eines der großen Flüsse kamen, konnten sie länger und ausdauernder als ein Jäger schwimmen.

Ich runzelte die Stirn. „Seltsam. In der Trockenzeit bilden Lurs keine so großen Herden, sie streifen in kleinen Gruppen umher, mit ihren Jungtieren. Aber diese Fährten gehören alle zu ausgewachsenen Tieren. Und…“, ich hockte mich hin und legte eine Hand in einen Abdruck, „die Spuren sind ungewöhnlich tief.“

Wir folgten den Spuren, denn sie führten in dieselbe Richtung, in die es auch uns zog. Eine Stunde später hörten wir dumpfes Getrappel.

Die fremden Liolinkrieger saßen auf den kräftigen, gewölbten Nacken der Lurs und lenkten sie mit Zügeln und Knien. An den breiten Sattelgurten, die um den Leib der Tiere geschlungen waren, waren Waffen gefestigt.

Mein Vater trat vor, würdevoll trotz seiner Erschöpfung. „Ich bin Teon aus der Sippe der Laho-te-Thor. Wir sind Flüchtlinge vor den Horden Dia-Nares, auf der Reise nach Yin-Talin-Me. Wir bitten darum, dass man uns aufnimmt, bis wir zu unserem Heim zurückkehren können.“

Der grimmige Gesichtsausdruck des Anführers wurde sanfter. „Ihr seid nicht die ersten. Kommt mit. Ihr hattet Glück, dass ihr es bis hierher geschafft habt.“

Als wir ihm berichteten, was wir erlebt hatten, wurde er sehr nachdenklich. „Sorun-Tej sollte davon erfahren“, sagte er. „Er ist der Herrscher von Wu-Shalin.“

„Was ist ein Herrscher?“, fragte Ghe.

Der Reiter warf dem Jungen vom Rücken seines Reittiers einen strengen Blick zu. „Ein Anführer... wie der Anführer eines Jagdtrupps, oder wie der Älteste einer Sippe.“

Ghe runzelte die Stirn. „Aber wie kann ein einzelner der Herrscher des ganzen Waldes und aller Liolin sein?“

„Er sagt, die Liolin müssen angesichts der Bedrohung durch Dia-Nare wie *eine* Familie sein, wie *ein* Herz entscheiden. Und er trägt die Verantwortung, unser aller Oberhaupt zu sein.“ Die Stimme des Reiters machte klar, dass das Thema damit für ihn beendet war.

Die Reiter eskortierten uns, bis wir zu einer Barriere aus dichtem Buschwerk kamen, das undurchdringlich miteinander verflochten worden war. Die Krieger stießen einen Schrei aus, und unsichtbare Hände öffneten die Barriere, um uns einzulassen.

Dahinter lag eine gewaltige Stadt, größer, als ich es je für möglich gehalten hatte, hineingebaut in die Baumwipfel. Hunderte von geflochtenen Wohnnestern hingen von den Ästen, miteinander verbunden durch breite Hängestege. Keulenförmige Türme aus Holz und Flechtwerk ragten zwischen den Bäumen in den Himmel. Überall wuchsen die Pflanzen üppiger, als ich es je gesehen hatte. Breite Wege führten zwischen Gärten hindurch, öffneten sich auf weite Plätze und Flächen, wo Lurs grasten. In der Ferne erhob sich ein Kreis mächtiger, uralter Sirronlin wie kristallene Säulen über die Wipfel, nur noch überragt von den höchsten Giganten des Waldes, den Blitzfängerbäumen. Und überall waren Liolin, Tausende von ihnen.

„Willkommen im Herzen des Waldes“, sagte der Reiter stolz.

Man gab uns Unterkunft und zu essen und ließ uns ausruhen. Am nächsten Tag wurde ich vor Sorun-Tej gebracht.

Der Herrscher von Wu-Shalin war ein großer, stattlicher Liolin mit einem milden, länglichen Gesicht. Der kurze Bartwuchs und die ersten grauen Strähnen in seinem Haar waren Anzeichen mittleren Alters. Er trug ein langes weißes Gewand aus Rulintanwolle und begrüßte mich freundlich.

„Ich bin sehr beeindruckt von dem, was ich gehört habe, Lissan-Thor“, sagte er. „Deine Begleiter sind voll des Lobes. Die Geschichten verbreiten sich bereits in der Stadt. Sie wirken Wunder für die allgemeine Moral. Das Volk braucht Helden.“

Er stellte mich den anderen Anwesenden vor. Darunter war auch der Quain Zirro-San, der Anführer der Dreihundert, jener Elitekrieger, die Yin-Talin-Me beschützten. Ich hatte den Mann schon beim Hereinkommen bemerkt. Er war nur mittelgroß, aber breitschultrig, und hatte ein rundes Gesicht mit großen, markanten Augen, das so gar nicht zu den Narben zu passen schien, die es zierten. Er trug ein Panzerhemd aus der Schuppenhaut eines Srinn-Yau, wie ich mit einem Stich von Neid sah. Trotzdem war er mir von Anfang an sympathisch.

Sorun-Tej fuhr fort, „Ich denke, diesem jungen Mann steht eine Anerkennung für seine tapfere Taten zu. Lissan-Thor, hiermit ernenne ich dich zum Feldherren von Yin-Talin-Me. Deine Aufgabe wird sein, Kriegsstrategien zu entwerfen.“ Feldherr. Einer neuen Position, für die es in der Sprache der Liolin nicht einmal einen Begriff gab, nur in der Göttlichen Sprache.

„Ich möchte, dass du deine Erfahrungen mit uns teilst, Lissan-Thor, damit wir von ihnen lernen können. Die Traumblume wird deine Erinnerungen für immer bewahren als Teil der Chronik der Liolin.“

* * *

Lissan-Thor schlug die Augen auf. Für einen Moment blinzelte er benommen, noch im Traum der Erinnerung gefangen. Ein Gesicht schälte sich aus den unscharfen Farben in seinem Sichtfeld. „Lirrsa-Sen?“ fragte er. Sie lehnte sich über ihn, ihr langes Haar fiel ihr über die Schultern nach vorn und kitzelte ihn im Gesicht. Er hob die Hand und streichelte mit den Fingerspitzen ihre Lippen. „Du bist wunderschön“, murmelte er. Sie lachte und küsste ihn auf die Stirn, bevor sie ihm half, sich auf der Pritsche aus weichen Zweigen und duftenden getrocknetem Moos aufzusetzen, auf das man ihn gebettet hatte.

Ihre Finger stellten ihm eine Frage. Er riss verblüfft die Augen auf. „Ja“, sagte er dann einfach. „Wenn du mich willst.“ Das Leben eines Jägers währte schließlich nicht ewig.

* * *

„Lissan-Thor und Lirrsa-Sen“, sprach Teon-Thor feierlich, „ihr habt einander erwählt, und im Namen Jada-Wins sollt ihr ein Paar sein. Lirrsa-Sen, dein Name soll von heute an Lirrsa-Thor sein, und deine Kinder sollen Teil der Sippe Laho-te-Thor sein. Dieser Mann, Lissan-Thor, den du erwählt hast, soll sich Vater deiner Kinder nennen dürfen.“ Er reichte ihnen die bunten, geflochtenen Armbänder, und sie legten sie sich gegenseitig an. Dann umringte der Kreis von Verwandten sie, um ihnen Glück zu wünschen und der Braut Geschenke zu überreichen.

Nach der Hochzeitszeremonie trat Ghe an Lissan-Thor heran und bat schüchtern, „Lissan? Würdest du mir die Ehre erweisen, mir meinen vollen Erwachsenennamen zu geben? Mein Familie ist ausgelöscht bis auf mich, und meine Mutter, Xorna-Orn… sie zog viel umher, und ich habe den Namen meines Vaters nie gekannt.“

Lissan-Thor wusste, was das bedeutete. Ghe war ein Stammeskind, von der ganzen Sippe aufgezogen, da niemand die Vaterschaft beanspruchen konnte oder wollte. Er schaute den jungen Mann an und sah nicht mehr den schlaksigen, hochgeschossenen Knaben, den er am Baum der Tao-te-Sen getroffen hatte, sondern einen jungen Krieger. Die Ohrspitzen hatten in den letzten Tagen begonnen zu wachsen. Das Leid hatte erste Falten in Gesicht gegraben und ließ ihn älter aussehen.

„Natürlich. Komm mit.“ Lissan-Thor führte Ghe zu seinem Vater. Und so geschah es, dass bald darauf Ghe die weiße Körperbemalung zum Zeichen des Übertritts zum Erwachsenen trug.

„Heute ist ein Tag der Freude, denn heute darf ich *zwei* neue Kinder in meine Familie aufnehmen. Ghe, dessen Name kleiner Halm bedeutet… du hast deine Tapferkeit und Entbehrungsgabe in diesen schweren Tagen unter Beweis gestellt. Dein Name soll nun sein: Ghedon-Thor, das Gras, das sich im Wind beugt, ohne zu brechen.“

* * *

„Die Bevölkerung von Yin-Talin-Me ist weiter angewachsen, weil so viele Flüchtlinge in die Stadt drängen. Sorun-Tej hat verkündet, all jene Flüchtlinge, die nicht zur Verteidigung der Stadt beitragen können, in Richtung der untergehenden Sonne umsiedeln zu wollen, weil Nahrung und sauberes Wasser knapp würden“, beendete Ghedon seinen Bericht. Lissan-Thor hatte sich in den letzten Wochen angewöhnt, die Ereignisse mit dem jüngeren Mann zu diskutieren, weil er dessen genaue Beobachtungsgabe schätzte.

Vor einigen Tagen erst hatten Zirro-San und seine Krieger einen Sieg errungen, als sie einen Trupp Echsenreiter auslöschten, die auf die Hauptstadt vorgedrungen waren. Die Helden von Yin-Talin-Me waren bei ihrer Rückkehr mit Jubel empfangen worden. Tausende von Liolin hatten von den Hängestegen der Stadt aus die Reiter mit einem Blumenregen von weißen Sakis-Blüten begrüßt. Sorun-Tej hatte von einem großen Triumph gesprochen, der den Liolin Hoffnung auf einen baldigen Sieg über die Horden der Göttin Dia-Nare gab.

Lissan-Thor rieb den Zeigefinger sinnend an den Lippen. „Lirrsa beharrt darauf, dass man Jada-Win finden müsse. Sie spricht immer wieder von den alten Legenden vom Weltenbaum und von einem *Tempel am Ende des Seins*. Aber niemand scheint mehr zu wissen, wo der Weltenbaum zu finden ist. Nicht einmal die Hüterinnen der Traumblume. Sorun-Tej hält den Baum für einen Mythos.“

Ghedon hob die Brauen. „Wenn es nicht in der Traumblume gespeichert ist… bedeutet das, dass der Weltenbaum erst nach der Erschaffung der Welt und der Liolin gewachsen ist? Sind die göttlichen Offenbarungen lückenhaft? Oder wollte Jada-Win den Ort geheim halten?“

„Warum sollte er das tun?“

„Weil dort etwas verborgen ist, das man nicht finden soll?“

Lissan-Thor schüttelte den Kopf. „Du vermutest hinter allem immer das Schlimmste“, meinte er mit sanftem Tadel.

Ghedon ging nicht darauf ein. Stattdessen wechselte er das Thema. „Es hat eine Weile gedauert, aber gestern ist mir wieder eingefallen, wo ich so etwas wie deine Smaragdechse schon einmal gesehen habe: Als ich vor zwanzig Jahren als Kind mit meiner Mutter am Rand der blauen Wälder war. Dort wo die Grenzsteine stehen und das Grasland beginnt.“

Er schwieg einen Moment, als ob er eine Reaktion von Lissan-Thor erwartete. „Du meinst, sie leben in den Hügeln an der Grenze?“, fragte Lissan unsicher.

„Nein.“ Ghedon sprach betont langsam, „Ich meine, ich sah sie auf dem Grasland. *Jenseits* der Grenze.“

„Aber das ist unmöglich“, wandte Lissan-Thor ein. „Niemand kann die Grenze überqueren. Das ist Jada-Wins Gesetz. Er schuf die Völker Tarra-Gons und gab jedem Volk sein eigenes Land, wo sie alles haben, was sie brauchen. Nichts Lebendes kann die Grenze überschreiten, außer vielleicht, ich weiß nicht, Fische im Fluss.“

„Aber woher kommt dann die Echse? Vielleicht ist Jada-Win schon lange tot? Vielleicht ist Dia-Nare deshalb ungestraft hier?“

„Das ist Blasphemie“, sagte Lissan heftig. Er stand auf und ging unruhig im Raum umher.

„Aber es ist genau das, was du auch schon lange befürchtet hast, nicht wahr?“

* * *

Wochen vergingen. Lissan-Thor hatte nicht mehr mit Ghedon über das Thema gesprochen, ja, sie hatten kaum noch miteinander gesprochen. Der Feldherr ritt nun häufig mit den anderen Kriegern der Stadtgarde auf Patrouille außerhalb der Stadt, und inzwischen hatte er seinen eigenen Srinn-Yau erlegt. Wenn er ausritt, glänzte der Schuppenpanzer im Sonnenlicht. Oftmals kam er blutbesudelt zurück, aber bis auf oberflächliche Blessuren war er jedes Mal unverletzt. ‚Lissan-Thors Glück‘, nannten es die anderen ehrfürchtig. Andere Krieger hatten nicht ganz so viel Glück.

Eines Morgens, als Lissan-Thor die Übungsplätze der jungen Rekruten besichtigte, fand er Ghedon im Schatten eines Gewirrs blühender Ranken wartend vor.

„Deine Frau sagte, ich könnte dich hier finden“, sagte der jüngere Mann nach einer kurzen Begrüßung. Er zauberte eine Zikade aus seiner hohlen Hand hervor und reichte sie der Smaragdechse, die auf Lissan-Thors Schulter balancierte. Das Insekt wurde mit huldvollem Zwitschern entgegengenommen. „Wie geht es Zirro-San? Ich habe gehört, du warst dabei, als er…“

„Er wurde schwer verletzt. Die Heiler meinen, er wird wieder laufen können. Aber wahrscheinlich wird sein rechter Arm verkrüppelt und nutzlos bleiben. Er wird nie mehr Quain der Garde sein können.“

„Das muss ein harter Schlag für ihn sein. Zirro-San war immer so stolz darauf, seinem Volk dienen zu dürfen. Richte ihm bitte aus, ich wünsche ihm Genesung.“ Bevor Lissan etwas sagen konnte, setzte Ghedon hinzu, „Man lässt mich nämlich nicht mit ihm sprechen. Es ist fast so, als ob sie ihn verstecken.“

„Sorun-Tej hat gesagt, dass es der Moral der Bevölkerung abträglich wäre, wenn ein Kriegsheld…“

„…nicht mehr als Kriegsheld taugt?“

„Er hat andere Worte gewählt, aber… Ja.“ In Lissan-Thors Stimme schwang eine bittere Note mit.

„Du bist nicht mit Sorun-Tejs Entscheidung einverstanden.“ Es war eine Feststellung, keine Frage. Lissan gab auch keine Antwort.

Ghedon atmete tief ein. „Ich habe ebenfalls eine Entscheidung getroffen. Ich werde zu den Grenzsteinen gehen. Ich werde zur Grenze des Waldes gehen, um nachzuschauen. Versuche bitte nicht, mich zurückzuhalten, mein Freund.“

„Das werde ich nicht“, sagte Lissan-Thor. Er gab sich einen Ruck. Zu Ghedons Überraschung sagte er, „Ich werde dich begleiten. Jemand muss doch auf dich aufpassen.“

Kapitel 5 Jenseits der Wälder

Lissan-Thor und Ghedon verließen Yin-Talin-Me wie Diebe in der Nacht. Viele Tagesreisen folgten sie dem Fluss Tengarani, bis dorthin, wo er sich als breiter Strom durch eine Lücke im Bergland ergoss, das Wu-Shalin umgab. Jenseits davon, so sagte Ghedon, lag die GRENZE, und jenseits der Grenze eine weite Ebene voller blauer Gräser und stachliger Sträucher und gelbem Sand, durch die sich der Strom braun und angeschwollen wälzte. Lissan-Thor war noch nie dort gewesen, aber wie jeder Liolin wußte er tief im Innern, wo die Grenzlinie war, die der Weltenschöpfer um die Wälder gesetzt hatte.

Und dann schließlich sah er sie mit eigenen Augen: Eine Linie von Steinsäulen, jede viermal so hoch wie ein Liolin und jede einen Pfeilschuss von der anderen entfernt, der glatte dunkle Stein geschmückt mit einem Band eingravierter Zeichen. Die Linie zog sich nach rechts und links, so weit er blicken konnte. Neben sich hörte er Ghedon erschrocken Luft holen.

„Die Steine… sie sind erloschen. Damals, als ich ein Kind war, da haben sie hell geleuchtet, wie Mondlicht.“

Ghedon lief den Hang hinab zu einer der Säulen, das Gras peitschte um seine Beine. Lissan-Thor wollte ihm schon folgen, aber etwas auf der Ebene lies ihn innehalten. Er schob sich durch das Buschwerk und erklomm leichtfüßig einen niedrigen Baum mit harten graugrünen Blättern, bis er sicheren Stand in einer Astgabel fand.

Rechts und links des Flusses zogen sich eigenartige Linien und Muster entlang. Von Gruppen eckiger Felsen stiegen dünne Rauchsäulen auf. Tierherden bewegten sich dort draußen auf der Ebene… aber waren es wirklich nur Tiere? Die Sonne blendete ihn.

Er sprang zurück auf den steinigen Boden und folgte Ghedon. Als der Wind drehte, trug er ihm für einen Augenblick den Geruch von Pflanzenfressern und Dung und ein leises Schnauben zu. Er rief nach Ghedon, ohne Antwort zu bekommen. Dann sah er den Jungen stocksteif und unnatürlich still neben einer der Säulen stehen. Seine Nackenhaare richteten sich auf. Sie waren nicht allein.

Sie gingen aufrecht, aber damit endete ihre Ähnlichkeit mit den Liolin. Die Geschöpfe trugen Kleidung aus prächtig gefärbten Stoffen geschmückt mit Reihen von goldglänzenden Kügelchen, und seltsame Lederfutterale um ihre Füße. Ein kurzer, glatter Pelz bedeckte ihre Körper, oder das, was davon zu sehen war, in Schattierungen von Grau und Hellblau bis Dunkelblau, die an der Kehle und der Brust in blassblonde oder weiße Färbung übergingen. Der Pelz bedeckte auch ihre Gesichter. Mit ihren großen, weit auseinander stehenden Augen, kräftigen Vorderzähnen und langen, bepelzten Ohren, die beweglich vom Schädel abstanden, ähnelten sie Nagetieren. Aber sie trugen Kleidung und Waffen, und sie stellten ein selbstbewußtes Auftreten zur Schau, während die Liolin hier in diesem offenen Grasland unter der grellen Sonne fehl am Platz wirkten.

Sie waren stämmiger und aufgrund ihrer kürzeren Beine und Arme kleiner als die beiden Liolin. Selbst der größte von ihnen, der nun nach vorne trat, reich-

te Lissan-Thor nur bis zur Nasenwurzel. Sein Fell war, anders als das seiner Begleiter, silbergrau und weiß, mit einem bläulichen Schimmer, und bildete an den Wangen einen buschigen Backenbart. Auf dem Kopf trug er eine Art hohe, gewölbte Mütze, wie sie Lissan noch nie gesehen hatte. Ein silbernes Amulett war an der Vorderseite befestigt.

Die Augen des Gegenübers waren von einem hellen Honigton. Als er (Lissan-Thor wurde sich bewußt, dass er nicht einmal sagen konnte, ob er einem Männchen oder Weibchen gegenüberstand) die Hand zum Gruß hob, sah Lissan, dass die Fingernägel des Wesens nicht flach waren wie bei Liolin, sondern kurze, stumpfe Krallen. Die Krallen waren leuchtend rot lackiert. Ein kurzer Blick bestätigte Lissan, dass keines des anderen Mitglieder ihres Begrüßungskommandos so markiert war. Wenigstens die Hand mit ihren sechs Fingern glich mehr der Hand eines Liolin als einer Tierpfote, obwohl seine Hand und Finger kürzer und breiter als die eines Liolin waren. Aber es war eine Hand, mit einer haarlosen Handfläche und einer zartrosa Hautfarbe.

Für einen Augenblick flammte in Lissan-Thor Mißtrauen auf. Was, wenn dieses Volk sich mit Dia-Nares Kreaturen verbündet hatten, und Ghedon und er in eine Falle liefen? Er wurde sich bewußt, dass er den anderen anstarrte.

„Willkommen im Land Harislan, dem Reich der Ituri“, sagte der Pelzige. Er sprach die Universelle Sprache mit einem harten Akzent, aber seine Stimme war ein wohlklingender Tenor. „Mein Name ist Hekkit. Wir haben euch schon erwartet.“

„Erwartet?“, fragte Lissan-Thor scharf und wechselte einen Blick mit Ghedon.

Der Pelzige hob die Hand und gab einen schrillen Pfiff und ein Schnalzen von sich. Die Smaragdechse, die bislang auf Lissans Schulter gesessen und die Vorgänge mit blanken Äuglein beobachtet hatte, stieß ein helles Pfeifen aus und flog auf. Lissan, überrascht, versuchte noch nach ihr zu greifen, aus Angst, die Echse würde den Pelzigen angreifen, aber sie schlüpfte durch seine Finger und flatterte hinüber, um auf dem Arm des anderen zu landen, wo sie sich festkrallte und ihr Köpfchen an seiner Schulter rieb.

Hekkit richtete einige Worte in einer fremden Sprache an seine Eskorte, dann fuhr er fort: „Euer Weg war lang, und ich bin sicher, ihr habt Fragen. Wollen wir das bei Speisen und Getränke besprechen?“ Hekkit machte eine einladende Geste zu einem hölzernen Kasten auf Rädern, der im Schatten eines Felsens stand. Zwei langhalsigen Huftiere, die mit dem Schweif schlugen, waren mit Leinen und Stangen an dem Kasten angebunden. Die Liolin folgten Hekkit, flankiert von den bewaffneten Ituri.

* * *

„Sie heißt Rima.“ Hekkit warf der Echse eine Traube zu. „Durch sie weiß ich bereits, was im Land der Baumkinder geschehen ist. Sie war meine Spionin.“ Er lehnte sich zurück und betrachtete die Liolin, die an den für sie ungewohnten Nahrungsmitteln herumknabberten. Eine vergorenes Getränk, dem Hekkit zusprach, hatten sie ebenso wie Tiermilch abgelehnt und sich mit Wasser aus dem Brunnen zufriedengegeben.

Mit dem Gefährt, das Hekkit eine Kutsche nannte, waren sie in eine Siedlung gebracht worden, die von bewässerten Feldern umgeben nicht weit von der Grenze entfernt am Flussufer lag. Überall in den Straßen zwischen Häusern aus Stein waren Ituri zu sehen gewesen, die geschäftig umherliefen. Es roch nach Rauch, Essen und Abwässern. Kinder, die zwischen umherlaufenden Tieren auf der Straße spielten, waren stehengeblieben und hatten die Liolin angegafft.

Die Liolin hatten angenommen, dass dies bereits die Hauptstadt sei. Hekkit hatte abgewinkt und sie aufgeklärt, dass Konlin nur eine kleine Grenzstadt sei, keine bedeutende Metropole wie Kol Khossut.

Die Kutsche war eine mit Steinen gepflasterte Straße entlang geklappert, bis sie ein Haus erreicht hatten, in dessen kühlem Innenhof unter Sonnensegeln ein kleiner Garten um ein Wasserbecken wuchs. Diener waren herbeigeeilt und hatten Speisen und Krüge, und Schüsseln mit Wasser für ihre Hände gebracht. Lissan-Thor schien es, dass sie nervöser über die Anwesenheit Hekkits waren als über die Gegenwart bewaffneter Fremder.

„Du hast dieses Tier geschickt, um unser Volk auszuspionieren?“, fragte Lissan-Thor scharf.

„Ja. Und ich bin dir sehr dankbar, dass du Rima gerettet hast. Sie ist sehr wertvoll für mich.“

„Aber wie konntest du wissen, dass wir kommen?“, hakte Ghedon nach.

„Das ist die Gabe, die Jada-Win den Ituri geschenkt hat. In jeder Generation werden einige, so wie ich, geboren, die eine geistige Verbindung mit den Jarani-Echsen herstellen können, ähnlich wie euer Volk eine Verbindung mit Pflanzen eingeht. Wir züchten die Echsen schon lange. Sie sind ziemlich intelligent.“ Er streichelte das kleine Köpfchen. „Sie mag dich, Lissan-Thor.“

„Sie hat auch mein Leben gerettet.“ Lissan lächelte, aber insgeheim fragte er sich, wieviel Hekkit durch die Echse in Erfahrung gebracht hatte. Verstand der Ituri die Sprache der Liolin?

Ghedon warf einen Blick zu Lissan-Thor, dann schaute er Hekkit an und sagte mit scheinbar argloser Stimme, „Darf ich eine Frage stellen? Ich sah auf dem Weg hierher sehr viele bewaffnete Krieger in den Straßen. Ist diese Siedlung ein Kriegslager?“

„Ich will ehrlich zu euch sein. Wir planen schon seit Jahren, euren Wald zu erobern“, gab Hekkit freimütig zu. „Wir wussten, dass es in den Wäldern versteckt ein Volk von Namensträgern geben muss, aber bis vor kurzen wussten wir nicht einmal, wie ihr euch nennt. *Bleibt sitzen, bitte!*“ bat er ruhig, als die Liolin aufsprangen. „Die Dinge haben sich geändert. Wir haben einen gemeinsamen Feind. Euer Gebiet liegt dem Weltentor am nächsten, aber eine Vorhut dieser Wesen ist schon vor Wochen in unser Reich eingedrungen.“

Er seufzte und zuckte mit den Ohren. „Wir werden noch heute zur Hauptstadt aufbrechen. Ich habe per Semaphore eine Nachricht vorausgeschickt, und euch als Botschafter das Waldvolkes eingestuft. Der Hohe Rat trifft sich morgen zur Beratung.“

„Und dieser Hohe Rat hört auf euch, weil ihr ein weiser Mann seid?“

Hekkit lächelte leise, insoweit die Liolin seine Mimik deuten konnten. „Ich arbeite für den Hohen Rat, in gewisser Weise. Es ist meine Aufgabe, in Erfahrung zu bringen, was in der Welt vor sich geht, um das Reich vor Gefahren zu schützen. Der Rat erläßt Gesetze, und solche wie ich sorgen dafür, dass sie die richtigen Entscheidungen treffen können.“

Lissan-Thor runzelte die Stirn. „Die Gesetze der Ituri? Ihr habt das Gesetz von Jada-Win gebrochen. Vielleicht seid ihr schuld, dass Dia-Nares Horden durch das Weltentor kommen konnten!“

„Es tut mir leid, euch das sagen zu müssen: Jada-Win ist schon lange fort. Vielleicht ist er tot“, sagte Hekkit mit schonungsloser Nüchternheit. „Die ersten Grenzstellen, von denen wir wissen, begannen vor mehr als einhundert Jahren zu erlöschen. Je weiter entfernt von der Zitadelle des Lichts, desto schneller scheint der Vorgang voranzuschreiten. Vor zwanzig Jahren haben wir die Marschlande am Meer erobert, wo die Narang leben, und haben sie in unser Reich eingegliedert. Kein Gott, kein Weltenschöpfer hat sich damals beschwert. Die Grenze zum Blauen Wald ist schon vor zehn Jahren gefallen.“

* * *

Sie reisten nach Kol Khossut in einem ratternden, schwankenden, Dampf und schwarzen Rauch ausstoßenden Albtraum, der sich auf Stangen aus Metall bewegte und den Hekkit „ferrovia“ nannte. Lissan-Thor war sich sicher, dass er diese Erfahrung bis an sein Lebensende nicht vergessen würde. Sie fuhren mit kurzen Haltepausen den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch. Am Morgen fühlte sich Lissan-Thor wie zerschlagen. Ghedon hingegen schien fasziniert zu sein von der Art, wie die Landschaft an ihnen vorbeisauste, von all den eigenartigen Dingen, die es zu sehen und zu berühren und zu schmecken gab. Die Fahrt ging durch Siedlungen und Felder und kleine Baumgruppen. Und überall waren Ituri.

Im Zug hatten sie ein Abteil für sich. Die Ituri, denen sie begegneten, behandelten Hekkit mit Ehrerbietung, manchmal sogar verdeckter Furcht. Sie sprachen ihm mit *Commissario* an. Lissan-Thor wusste noch nicht, was er davon halten sollte.

Hekkit hatte alle Hände voll gehabt, Ghedon daran zu hindern, die Schiebefenster zu öffnen und nach draußen auf das Zugabteil zu klettern. Ghedon konnte schließlich davon überzeugt werden, dass es die Luft im Abteil nicht verbesserte, wenn er den Rauch der Lokomotive hereinließ.

Draußen auf dem Grasland sahen sie immer häufiger Farmen mit eigenartigen Pflanzen, die wie schwebende Kugeln an dünnen, spiraligen Stängeln und fleischigen Blättern aussahen. Schon in Konlin waren ihnen solche Pflanzen aufgefallen, die mit dem Wind über das Grasland trieben. Hekkit erklärte ihnen, dass die Kugeln Gasballons waren mit mehreren samengefüllten Kammern im Innern, die die Pflanze während ihrer Reife ausbildete. Die Ballons füllten sich im Sonnenlicht mit einem Gas, das

leichter war als Luft, gleichzeitig verkümmerten die Wurzeln, bis sich die Pflanze vom Boden löste. Sie speicherte Wasser in ihren Blättern. Die gasgefüllten Samenbeutel wurden, sobald sie reif waren, immer poröser und luftdurchlässiger, bis das Gas im Innern sich schließlich mit einem Knall explosiv entzündete und die Samen davonschleuderte. Normalerweise wurden die Gasbeutel nicht größer als zwei Männerfäuste, aber die Ituri hatten durch sorgfältige Züchtung Ballonpflanzen erzeugt, deren Gasbeutel nicht mehr platzten, sondern immer größer wuchsen. Durch Anzapfen konnte das Gas gewonnen werden, in einer Konzentration, in der es bei einem Unfall nicht explodierte, sondern nur in einer Stichflamme abfackelte.

„Aber wozu braucht man so ein Gas?“, fragte Ghedon verständnislos.

„Für die Luftschiffe“, lächelte Hekkit. „Ihr werdet schon bald welche zu sehen bekommen.“

* * *

Lissan-Thor stockte der Atem. Wie hatte er Yin-Talin-Me je für eine große Stadt halten können?

Kol Khossut erstreckte sich in alle Richtungen fast bis zum Horizont, eine Ansammlung von Häusern, Türmen, Lagerhallen, Werkstätten, Kasernen, Straßen und Brücken, umgeben von einem breiten Gürtel aus Feldern und Weiden. Sie passierten Stadtmauern, über die die Stadt längst hinausgewachsen war. Eine solide wirkende Rauchsäule, gespeist aus Tausenden von kleineren Rauchsäulen, stand über der Stadt. Sie war das erste Anzeichen der Stadt gewesen, das Lissan-Thor bereits aus der Entfernung von vielen Meilen hatte sehen können.

In den Außenregionen ratterte der Zug über erhöhte Bahndämme und Brücken durch Schlachthofbezirke und triste Viertel voll armseliger, rußgeschwärzter Gebäude. Hohe Büsche entlang der Bahnlinie schafften es nur bedingt, die Reisenden gegen den Anblick abzuschirmen. Dann fuhr der Zug durch ein weites Flusstal. An den Hängen breiteten sich Villenviertel mit stuckverzierten Häusern zwischen blühenden Bäumen aus.

* * *

Das, was Lissan-Thor am meisten in Erinnerung blieb, war der Gestank der Stadt. Am zweiten Tag in der Metropole wurde das Kratzen im Hals zu einem quälenden Reizhusten. Ihre blassblaue Haut, die an durch ein Blätterdach gefiltertes Sonnenlicht gewöhnt war, spannte und juckte, dann wurde sie dunkler. Hekkit entschied sich daraufhin, die beiden Liolin aus dem Stadthaus in ein Anwesen am Stadtrand umsiedeln zu lassen, während sie darauf warteten, dass der Hohe Rat über ihr weiteres Schicksal entschied.

„Hör auf!“, bat Lissan-Thor. Ghedon hatte die letzte Stunde mit dem Versuch verbracht, Lissan die Funktionsweise der Semaphore zu erklären. Er hatte jedoch schnell bemerkt, dass er Lissan-Thor zuerst die Idee von Buchstaben und Schrift vermitteln musste. Er verbrachte nach Lissan-Thors Geschmack viel zu viel Zeit in einem Gebäude, das die Ituri eine „biblioteca“ nannten, mit dem Versuch, die Sprache der Ituri zu lernen und ihre Bücher zu entziffern.

Lissan-Thor summte der Kopf von all den Dingen, die er gesehen hatte, Dinge und Konzepte, die in der Sprache der Liolin nicht mal Namen hatten. Einiges konnte Hekkit ihnen mit Begriffen aus der Göttlichen Sprache benennen, für anderes gab es keine Übersetzung.

Ghedon starrte ihn einen langen Moment an, mit einem Blick, den Lissan-Thor nicht zu deuten wusste. „Ich möchte, dass du dir etwas anschaust“, sagte er. Er zog ein Blatt Papier heran, tauchte die Spitze der Feder ins Tintenfass und schrieb mit einer dunkelblauen Tinte, deren Farbe Lissan unangenehm an das Blut von Toten erinnerte, ungelenk einige Reihen von Zeichen auf das Papier, bevor er es Lissan vor die Nase hielt. „Ließ das vor.“

„Aber wie…?“, wandte Lissan-Thor ein, dann zuckte er die Schultern und nahm das Papier entgegen. „*Jada-Win erschuf eine Welt, und er nannte sie Tarra-Gon*“, las er laut vor. Lissan hielt inne, dann blickte er von dem Blatt auf und starrte den jüngeren Mann fassungslos an.

„Ja, du kannst es lesen. Es ist die Heilige Sprache“, sagte Ghedon einfach. „Aber du wusstest es nicht, bevor zu sie zum ersten Mal gesehen hast. Warum, denkst du, hat Jada-Win dieses Wissen auch uns Liolin eingepflanzt?“ Er nahm ein Trinkglas in die Hand und hielt es hoch. „Woher wissen wir, was Glas ist? Oder das Meer? Oder Schnee? Oder Heimweh, wenn wir den Wald zuvor niemals

verlassen haben? Mit diesem Wissen werden wir geboren, aber wir sind uns dessen nicht bewusst, so wie kleine Kinder erst lernen müssen, zu sprechen. Die Ituri glauben, Jada-Win habe uns dieses Wissen eingegeben, damit wir eines Tages, wenn die Grenzen fallen, in die Welt hinausgehen können."

Er klopfte auf eines der Bücher, die sich auf dem Tisch stapelten. „Die Ituri haben keine Traumblume. Aber sie haben ein Heiliges Buch, eine Schöpfungsgeschichte. Es heißt, die ersten Ituri fanden im Grasland eine Klippe, in deren Steinplatten Jada-Wins Worte eingemeißelt waren. Deshalb können sie ihr Wissen nur mit Büchern an die Generationen nach ihnen weitergeben."

„Einige Ituri glauben, dass jedes Volk das Ergebnis eines ganz eigenen Schöpfungsaktes durch Jada-Win war, und das Tiere und Pflanzen für uns erschaffen wurden. Andere behaupten, dass Jada-Win zuerst die Welt, die Tiere und Pflanzen erschaffen hat, und dann aus jedem Land eine dort lebende Tierart genommen hat, um ihr den Göttlichen Funken einzuhauchen."

* * *

„Der Hohe Rat ist bereit, euch anzuhören", sagte Hekkit eines Morgens, nachdem bereits fünf Tage ins Land gegangen waren. „Das ist eure Chance, ihnen zu beweisen, dass ihr keine Barbaren seid", fügte er mit leichter Ironie hinzu. Er hatte ihnen neue Kleidung besorgt, obwohl er sie nicht dazu hatte überreden können, Schuhe zu tragen.

Und nun saßen sie auf einer hölzernen Bank in einen Gebäude aus Stein, vor einer verschlossenen Tür, hinter der Hekkit verschwunden war, und fragten sich, ob den Ituri bewusst war, dass der Gehörsinn der Liolin scharf genug war, dass sie jedes Wort hören konnten, was drinnen gesprochen wurde.

„Es ist uns schon länger bekannt, dass Sie gewisse Sympathien für das Waldvolk hegen, *Commissario*", sagte die Vorsitzende streng.

„Aber Ihre Vorschläge sind grotesk", setzte ein anderes Ratsmitglied hinzu. „Sollen wir die Liolin bewaffnen, und eines Tages greifen sie uns dann mit unseren eigenen Waffen an?"

„Sie sind hervorragende Scouts und Bogenschützen, und sie sind stärker, als sie aussehen", wandte Hekkit ruhig ein.

„Sollen wir Flüchtlinge aufnehmen, die uns neue Seuchen ins Land schleppen?", rief eine weitere.

„Ihr Blut hat eine andere Farbe als unseres", stellte Hekkit nüchtern fest. „Meine Damen und Herren, Sie lassen sich durch Erinnerungen an die Narang-Epidemie in Panik versetzen."

„Es sind Fleischfresser! Raubtiere!", zischte ein Ratsmitglied. Seine Barthaare zuckten nervös.

„Vielleicht sollten sie sich die beiden selbst ansehen, dann wird sich zeigen, ob sie uns alle auffressen", schlug Hekkit vor. Er bat die beiden Liolin herein.

Lissan-Thor wusste nicht recht, was er dem Rat sagen sollte. Er war nie ein Mann vieler Worte gewesen. Er beantwortete die Fragen, die ihnen gestellt wurden, aber wie sollte er diese Wesen mit ihren eisernen Reittieren und fremdartigen Waffen und Weltanschauungen davon überzeugen, dass sie den Liolin helfen sollten? Doch Ghedon hielt eine Rede. Sie war kurz aber eloquent, und sie hatte den Vorteil, dass sie eine Wahrheit ansprach, die sich nicht leugnen ließ. Er erinnerte den Rat daran, dass auch die Ituri den Wald brauchten. Die Flüsse, die durch Wu-Shalin flossen, ergossen sich ins Grasland und machten es fruchtbar. „Dia-Nare bedroht die ganze Welt", sagte er zum Abschluss. „Und ihre Kreaturen, so unterschiedlich sie sind, arbeiten zusammen, um uns alle zu vernichten."

Der Rat zog sich zur Beratung zurück, dann verkündete er seine Entscheidung.

„Wir Ituri werden Flüchtlinge aus Wu-Shalin aufnehmen. Wir würden den Liolin nahelegen, eine eigene Armee zu bilden, aber wie *Commissario* Hekkit uns erklärt hat, wisst ihr nicht, was das ist. Darum bieten wir euch an, euch im Kriegshandwerk ausbilden und mit besseren Waffen zu versorgen, unter der Voraussetzung, dass die Krieger, die wir ausbilden, sich verpflichten, hier in Harislan gegen die Horden Dia-Nares zu kämpfen. Weiterhin werden wir die Entsendung einer diplomatischen Abordnung ins Land Wu-Shalin autorisieren, die eine Semaphor-Verbindung zwischen Konlin und eurer Hauptstadt etablieren soll."

* * *

Der Ausrüstungsoffizier der Armee betrachtete sich die hölzernen Kurzbögen der Liolin. Er maß ihre Körpergröße und die Länge ihrer Arme und testete ihre Kraft. Dann kam er wieder mit zwei Reflexbögen, die wie der Sichelmond entgegen der Zugrichtung gekrümmt waren. Noch nie hatte Lissan-Thor Bögen solcher Art gesehen. Sie waren sorgfältig aus mehreren Schichten von Horn, Sehnenfasern und Holz geleimt, mit Endversteifungen aus poliertem Knochen, und umwickelt mit Seidenfasern. Als Lissan-Thor die Sehne über die Nocken gebracht hatte und sie zum Ohr auszog, spürte er die Kraft in dieser Waffe. Sie hatte einen weicheren Anzug als sein eigener Kurzbogen. Auch der Schusswinkel war neu für ihn, denn die Pfeile mit der Eisenspitze flogen schneller und weiter und ihre Flugbahn war flacher. Er würde mit diesem Bogen trainieren und Erfahrung gewinnen müssen.

Bögen wie diese, so erläuterte ihnen der Waffenmeister, waren hier auf dem weiten Grasland sinnvoller sind als ihre Kurzbögen, denn Liolin haben im Vergleich zu den Ituri sehr kräftige Arme. In den Blauen Wäldern würden solche Kompositbögen aufgrund der hohen Luftfeuchtigkeit jedoch schnell auseinanderfallen.

Lissan-Thor wurde beauftragt, Flüchtlinge zu finden, und sie sicher nach Harislan zu bringen. So sammelte er sein eigenes Regiment um sich. Sie lernten, in Formation zu schießen. Ihre erste Bewährungsprobe kam, als es galt, einen Angriff von Echsenreitern auf eine Grenzstadt abzuwehren. Der Pfeilhagel der Liolin in Verbindung mit den Schwarzpulverwaffen der Ituri erwies sich als tödliche Kombination. Die Feinde wurden vernichtend geschlagen. Und die Liolin schöpften Hoffnung, denn es gab weniger Nachrichten von Angriffen. Vielleicht zogen sich die Invasoren zurück?

* * *

So wurden Wochen zu Monaten. Doch eines Tages ließ Ghedon nach Lissan-Thor und Hekkit schicken. Er wirkte uncharakteristisch zornig.

„Wann wolltest du es uns erzählen?“, fuhr er Hekkit an, als der das Haus betrat. „Wir waren nicht die ersten Liolin, die dein Volk getroffen hat! Warum hast du uns das verschwiegen?“

„Wovon redest du?“, fragte Lissan-Thor.

„Ich war in der Bibliothek, und in der Abteilung für Anthropologie habe ich etwas gefunden. Einen Wachszylinder mit einer Tonaufzeichnung. Darauf ist die Stimme einer Liolinfrau. Erzähl mir nicht, dass du nichts davon gewusst hast, *Commissario*!“

Hekkit schwieg lange. „Es stimmt“, sagte er schließlich mit gedämpfter Stimme. „Ihr Name war Amla. Wir fanden sie vor gut zehn Jahren am Fluss. Sie war schwer verletzt und halbtot mit dem Fluss aus Wu-Shalin in unser Land geschwemmt wurde, kurz bevor die Stelen aufhörten zu leuchten. Man hatte sich um ihre Wunden gekümmert und sie war genesen. Von ihr habe ich eure Sprache gelernt. Aber nach einigen Monaten begann sie, immer schwächer zu werden. Ohne Kontakt mit einem Sirronlin konnte sie nicht überleben. Vielleicht waren auch die Stelen daran schuld. Wir… haben alles versucht, aber sie starb. Als die Stelen dann verloschen, leitete ich eine Expedition, die Samen aus dem Wald besorgte, aber es gelang dem Botanischen Garten von Kol Khossut nicht, einen Kristallbaum heranzuziehen. Die Samen sprossen, aber die meisten Schösslinge verkümmerten. Nur zwei blieben am Leben, aber sie wuchsen nicht weiter. Schließlich holte man Erde aus dem Wald und pflanzte sie hinein, da wuchsen sie. Aber da war es bereits zu spät für Amla.“ Er machte eine vage Geste. „Es ist schmerzhaft, darüber zu sprechen.“

„Es tut mir leid“, sagte Ghedon. „Das wusste ich nicht.“

Eine Weile saßen sie da und jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Lissan-Thor dachte an Lirrsa, die er so lange schon nicht mehr gesehen hatte, und das Heimweh schnitt wie ein Messer in sein Herz. „Trotz all dem, was wir erreicht haben“, sagte er schließlich, „wissen wir immer noch nicht, wo der Weltenbaum ist.“

Hekkit wirkte verwirrt. „Was ist ein Weltenbaum?“ Ghedon erzählte das wenige, das die Legenden an Beschreibung lieferten.

Hekkit sah ihn seltsam an. „Ich erinnere mich, dass der Luftschiffer *Capitano* Elim Kourosh mir erzählte, er habe vor einigen Jahren auf einem Erkundungsflug ins Reich der Blauen Wälder etwas sehr Seltsames aus der Ferne gesehen: Einen riesigen, silbernen Baum, der im Innern eines erloschenen Vulkankraters wuchs. Man konnte ihn nur von oben sehen. Er konnte aber aufgrund der starken Winde nicht dort landen und ist umgedreht.“

Lissan-Thor setzte sich kerzengrade auf. „Gibt es davon Aufzeichnungen?“

„Natürlich.“ Hekkit gab sich zum Schein beleidigt. „Ich sagte euch doch, Spionage ist mein Beruf.“

Kapitel 6 Der Weltenbaum

Hekkit rief die anderen an Deck. „Voraus“, sagte er und nickte in Richtung einer Wolke dunkler Flecken am Himmel. „Bekannt oder unbekannt?“, fragte er, während er das Fernrohr an Lissan-Thor weiterreichte. „Wäre eine Schande, Munition zu verschwenden, falls diese Viecher zu eurem Wald gehören.“

Lissan sah einen Schwarm riesiger Schmetterlinge, die träge aber zielstrebig den Bergen entgegenflogen, in derselben Richtung, in der auch die *Himmelsstürmer* unterwegs war. Er runzelte die Stirn.

„Nein“, sagte er und reichte das Fernglas an Ghedon weiter.

„Schmetterlinge?“, murmelte der einen Augenblick später. Seine Augen weiteten sich. "Raupen...", sagte er bedeutungsvoll. "Denkst du dasselbe wie ich?"

"Fesselspeier-Falter", nickte Lissan grimmig. "Wir müssen sie aufhalten, bevor sie den Weltenbaum erreichen und Eier legen!"

Quälend langsam näherte sich das Luftschiff den Schmetterlingen. Die Liolin spannten ihre Bögen und begannen zu schießen. Es war fast zu einfach. Die Schmetterlinge waren plumpe Flieger. Einer nach dem anderen fiel den Feuerpfeilen zum Opfer. Aber der vorderste hatte bereits einen zu großen Vorsprung. Er flatterte zum schrundigen Kraterrand empor, nein, er wurde von plötzlichen Winden hilflos emporgerissen, seine Flügel zerfetzt, bis er, vom Wind wieder ausgespuckt, in das blaublättrige Dickicht aus Dornsträuchern am Hang abstürzte. Ghedon folgte dem Fall mit dem Fernrohr. „Ich glaube, er ist tot. Aufgespießt. Was war das eben?“

„Scherwinde“, erklärte *Capitano* Kourosh grimmig. „Wir werden nicht ebenso dumm sein und hineinfliegen. Der Weltenschöpfer scheint diesen Ort gegen ungebetenen Besuch von oben abgesichert zu haben. Wir werden den Krater in gebührendem Abstand umfliegen.“

Es waren Ghedons scharfe Augen, die den schmalen Geröllpfad entdeckten, der sich aus dem Dschungel kommend am steilen Hang des Kraters emporwand. „Ich glaube, dort wo der Pfad endet zwischen den Felsen ist ein Höhleneingang“, rief Ghedon.

Der *Capitano* gab Anweisung, die *Himmelsstürmer* herunterzubringen. Langsam wurde Gas abgelassen. Als sie tief genug über dem Dickicht schwebten, ließen sich die Liolin an Ankertauen hinab, mit denen sie das Schiff in einer breiten Astgabel verankerten. Über ihnen am Hang klaffte dunkel der Eingang der Höhle.

„Dies ist ein heiliger Ort der Liolin“, sagte Lissan-Thor. „Vielleicht solltet ihr hier draußen warten, während wir uns umschauen.“

„Keine Sorge. Hatte sowieso nicht vor, hineinzugehen. Die Mannschaft und ich bleiben beim Schiff“, erwiderte Kourosh kurzangebunden. Hekkit wirkte enttäuscht, aber er nickte.

Die beiden Liolin kletterten zum Höhleneingang empor. Dort entzündete Ghedon eine der mitgebrachten Fackeln, während Lissan-Thor sein Messer zog. „Keine Fußspuren“, bemerkte er. „Auch kein Tierdung. Aber ich spüre einen Luftzug.“ Ghedon hielt die Fackel an die Öffnung. Sie flackerte auf. „Sieht ungewöhnlich regelmäßig aus, als ob der Stein bearbeitet wurde.“

Sie traten aus dem Sonnenlicht in die Dunkelheit, die sie umfing. Es dauerte einen Moment, bis sich ihre Augen auf das schwache Fackellicht eingestellt hatten. Sie tasteten sich durch den Gang, der sie in einer sanften Kurve immer tiefer in den Berg führte. Nach einigen Dutzend Metern glaubte Lissan-Thor, voraus einen Lichtschimmer zu sehen. Es war ein seltsam silbriges Licht, dem Sonnenschein völlig unähnlich. Als sie weitergingen, sahen sie, dass das Licht von feinen Fäden ausstrahlte, ähnlich den Fäden der Kristallbäume, die sich wie Schlingpflanzen über die aus dem Fels gehauenen Wände zogen. Die Fasern verwoben und verzweigten sich zu einem aderartigen Geflecht.

Das Netz aus Lichtfäden wurde immer dichter, und dann bemerkten sie, dass dieses Netz lebte. Licht durchpulste es. Wellen gleißenden Lichtes rasten durch es hindurch. Die Lichtwellen folgten in immer engeren Abständen aufeinander. Dann war der Gang zu Ende. Eine riesige Felsenhalle tat sich vor ihnen auf. Und in dieser Halle stand der Weltenbaum, scheinbar ein Gewirr von Ästen, Zweigen und Fäden und doch ein majestätischer Anblick.

Es war kein Baum im herkömmlichen Sinne. Überall durchbrachen Stämme den schwarzen Marmorboden der Halle, und ihre Äste wuchsen mit den Ästen anderer Stämme zusammen, sodass seltsam bizarre Skulpturen entstanden. Skulpturen, die silbrigweißes Licht ausstrahlten, wie Raureif im Mondlicht. Die Fäden, die von den Zweigen hingen, bewegten sich nach der Melodie eines nichtspürbaren Windes.[4]

Ein Gefühl überwältigender Heiligkeit überkam Lissan-Thor. Er wusste nicht, wie lange er und Ghedon dagestanden und gestarrt hatten, als die Stimme sie zusammenzucken ließ.

„Willkommen, Suchende, im Tempel am Ende des Seins."

Ein uralter Mann trat auf sie zu. Er war gebeugt und kahlköpfig, mit einem langen weißen Bart, wie er nur bei Liolin in hohem Alter wuchs. Lissan-Thor schätzte ihn auf über einhundertfünfzig Jahre. Und doch war seine heisere Stimme fest und er bewegte sich rüstig. Er trug lange schmucklose Gewänder, die bis zu seinen runzligen Zehen reichten. Auf seiner Brust hing ein kristallenes Amulett.

„Ich bin der Bewahrer Wejari-Orn. Es ist lange her, dass uns Liolin aus dem Wald besuchten. Seid ihr dem Ruf gefolgt, um im Tempel zu dienen?" Das Lächeln des alten Mannes war hoffnungsfroh. Seine Aussprache war archaisch, aber noch zu verstehen.

Lissan-Thor blinzelte, überrumpelt. „Wir… wir kamen hierher, um den Weltenbaum zu finden. In der Hoffnung, hier auch Jada-Win zu finden. Um ehrlich zu sein, im Wald halten alle den Weltenbaum für eine Legende. Wir haben den Weg hierher nur durch Zufall gefunden."

„Oh." Wejari-Orn schien enttäuscht. „Wir hatten gehofft, dass ihr geschickt wurdet, um als Freiwillige dem Baum zu dienen und die alten Bewahrer zu ersetzen."

„Nun wir… wartet, sagtet Ihr, Euer Name ist *Wejari-Orn*?" Lissan-Thor legte eine Hand auf seine Brust, „Mein Name ist Lissan-Thor. Mein Begleiter Ghedon stammt aus der Sippe der Ang-te-Orn."

„So so." Der alte Priester klang nur mäßig interessiert. „Junger Mann, hm, wie geht es den Orn denn?"

„Unsere Familie wurde ausgelöscht", sagte Ghedon mit belegter Stimme. „Abgeschlachtet. Von den Kreaturen Dia-Nares, die Wu-Shalin überfallen haben. Habt Ihr nichts davon mitbekommen?"

Der Priester starrte ihn an. „Dia-Nare? Nun, das ist… *bedauerlich*, ja, sehr bedauerlich. Ihr habt mein Mitgefühl für Euren Verlust. Wir hatten schon sehr lange keine Besucher mehr, keine Nachrichten von der Außenwelt. Ich denke, ich sollte bald eine Nachricht an die Sirronlin von Yin-Talin-Me schicken. Oh, Yin-Talin-Me steht doch noch, oder?"

„Ja", sagte Ghedon. „Noch."

Lissan-Thor runzelte die Stirn, weil ihm etwas, das der alte Mann gesagt hatte, im Kopf herumging. „Verzeiht, aber sagtet Ihr, *die* Bewahrer? Gibt es hier noch andere außer Euch?"

„Natürlich. Kommt, ich zeige sie euch." Wejari-Orn schritt auf das leuchtende Dickicht verwobener Äste zu, das mit kristallenem Geklingel vor ihm zurückwich und sie passieren ließ.

Umringt vom Weltenbaum lag ein dunkler Pfuhl, der etwa sechzig Ellen durchmessen mochte. Rund um den Pfuhl saßen zwölf Männer in tiefer Trance versunken. In ihren Nacken trugen sie ein Fadenbündel des Weltenbaums.

„Das hier", Wejari-Orn deutete auf den dunklen Pfuhl, in dem sich eine schlammähnliche Substanz zu befinden schien, „das hier ist der mächtigste Feind Jada-Wins und der Völker Tarra-Gons.[5] Es nennt sich die Substanz von Mhjin. Eine weitaus größere Gefahr, als Dia-Nare es jemals sein kann. Jada-Win ließ den Weltenbaum wachsen, um die Substanz zu bannen."

Lissan-Thor sah den Pfuhl, gefüllt mit aggressiver Bösartigkeit, dumpf vor sich hinbrodeln. Wild schäumte sie auf, und eine schwärzlichbraune Welle gischtete an den Ufern empor. Dann peitschten tausende von Silberfäden auf die Welle ein. Wo sie die Substanz berührten, da sprangen silbrigweiße Entladungen über und zerstäubten die Welle in winzige Tropfen, die in den Pfuhl hinabregneten. Die Substanz begann sich zu erheben. Von unmenschlichem Zorn erfüllt kochte und gischtete der See. Riesige Blasen entstanden, die beim Zerplatzen wiederum Wellen an das Ufer warfen. Doch die Anstrengungen blieben vergeblich. Der Weltenbaum hatte die Substanz fest im Griff.[6]

[4] aus: Harald Schäfer, *Der Tempel am Ende des Seins*

[5] aus: Harald Schäfer, *Der Tempel am Ende des Seins*

[6] nach: Harald Schäfer, *Maraneiras Brief*

Für einen Moment hatte Lissan-Thor den unheimlichen Eindruck, dass die schwarze ölige Masse versuchte, humanoide Gestalt anzunehmen. Er hatte eine Vision von düsteren, verhüllten Kriegern in schwarzgoldenen Panzermänteln, umzingelt von strahlenden Kriegern in silbrigweißer Rüstung, die einander entgegentraten in endlosem Kampf. Er spürte Ghedons Hand an seinem Arm, die ihn stützte.

Wejari-Orn hustete. Sein Atem ging plötzlich schwer. Die Falten in seinem Gesicht wirkten tiefer. „Wir sind die Bewahrer. Aber meine Zeit ist bald um. Ich bin nicht mehr würdig, ein Bewahrer zu sein. Vor einigen Monden ließ ich in einem Moment der Schwäche in meiner Wachsamkeit nach und ein Teil der Substanz konnte durchschlüpfen und entkommen."

Lissan-Thor sagte leise, „Ihr sagtet, Ihr hattet schon lange keinen Besuch mehr… so lange, dass der Tempel und der Weltenbaum als Legende gelten… *Wie alt seid Ihr?*"

„Ich diene dem Baum schon so lange", murmelte Wejari-Orn. „Seit achthundert Jahren. Aber bald werde ich schlafen können."

„Dafür haben wir keine Zeit." Ghedon ergriff den alten Mann grob an beiden Armen und schüttelte ihn. „Sagt uns, wo ist der Weltenschöpfer??"

Wejari-Orn ächzte. „Die Zitadelle des Lichts. Sucht den Turm in Richtung der aufgehenden Sonne, am Rand der Blauen Wälder. Jada-Win wacht aus der Zitadelle des Lichts über uns."

Die Lücke im Pflanzendickicht begann sich zu schließen. Lissan-Thor und Ghedon schlüpften hastig hindurch. Das letzte, was sie von Wejari-Orn sahen, war, wie der alte Mann zu den anderen Bewahrern hinüberschlurfte und sich auf dem leeren Platz im Kreis niederließ.

Kapitel 7 Die Zitadelle

Unter ihnen erstreckte sich die Weite der Blauen Wälder, aber die Luft war ungewöhnlich heiß und trocken und ein seltsamer Geruch wehte von dem Land herauf. Regengüsse hatten die Wurzeln vieler Bäume freigewaschen, und sie ragten wie verkrüppelte Finger aus dem morastigen Boden. Die Blätter hatten kranke Formen angenommen, und überall glänzten pralle Früchte in absurden Farben.

„Der Wald stirbt", sagte Ghedon traurig. „Der Tod steigt von den Wurzeln empor."

„Aber alle Bäume tragen Früchte", wandte Hekkit ein.

„Ja. Sie tragen ein letztes Mal Früchte, in der Hoffnung, das etwas überleben wird."

Niemand wusste etwas zu erwidern, und so flogen, oder, wie *Capitano* Kourosh es nannte, „fuhren" sie weiter in niedergeschlagener Stille, bis Hekkit, der mit dem Fernrohr den Horizont absuchte, den Arm ausstreckte und deutete.

„Dort!", rief er. „Dort ist der Turm, und wenn die Legenden stimmen, wacht dort Jada-Win über das Weltentor."

Auf dem Bergplateau voraus erhob sich kühn ein schlanker Turm aus silberweißem Stein. Aber sein Licht strahlte nicht mehr. Der Stein war fleckig geworden. Und das Plateau und die Berghänge waren bedeckt von einer gigantischen Armee. Dies waren die wahren Horden Dia-Nares. Unzählbar viele Wesen, und ständig wurden es mehr. Da waren die Echsen mit ihren gerüsteten Reitern, da krochen riesige Hundertfüßer umher, und andere Dinge, die keinen Namen hatten. Wie eine langsame, dunkle Flut ergossen sie sich die Hänge herab.

Hekkit hatte die Ohren zurückgelegt und die Zähne gebleckt. Mit gesträubtem Fell stierte er über die Reling der Gondel. Von Ghedon kam ein erstickter Laut. Lissan-Thor riss seinen Blick von der Armee unter ihnen los und warf einen Blick hinüber zu dem anderen Liolin. Auch sein Gesicht war eine Maske des Entsetzens, ein Spiegel von Lissan-Thors eigenem Gesicht.

„Wir müssen sie warnen", flüsterte Ghedon. „Wir müssen alle warnen."

„Und besser sofort", knurrte *Capitano* Kourosh, „dort unten bringen sie Ballistas in Stellung. Man hat uns entdeckt." Er bellte Befehle, und langsam wendete das Luftschiff und stieg höher. Er ließ Kurs setzen auf die Graslande von Harislan, und erstickte jeden Widerspruch von Seiten der Liolin mit resoluten Worten. „Wir können eure Hauptstadt kontaktieren, sobald wir zu Hause sind. Und seht, ein großer Zug der Gegner marschiert am Wald vorbei in Richtung der Ebenen."

Die Crew arbeitete in Schichten, um die *Himmelsstürmer* voranzutreiben, und betete für einen günstigen Wind, der sie schneller vorantreiben würde als

den Feind. Auch die Liolin halfen mit, die Propellerschaufeln zu warten und den Ballon zu überprüfen.

Dann, am nächsten Morgen, als Ghedon unruhig an Deck umherging und den Wald mit dem Fernglas absuchte, schrie er plötzlich auf. Sein Arm stieß vor, und deutete. Lissan-Thor warf ebenfalls einen Blick über die Reling backbords und stöhnte auf. Wie ein dünner Faden erhob sich in der Ferne über dem Wald eine Rauchsäule, an ihrer Spitze zerfasernd gegen den blassen Himmel. „Yin-Talin-Me brennt."

* * *

Der Kontakt mit Yin-Talin-Me war abgebrochen. Die letzte Nachricht, die in Konlin eingetroffen war, bevor die *Himmelsstürmer* die erste Ituri-Siedlung an der Grenze erreichte, lautete, das die Stadt gefallen sei und die Überlebenden sich zum Tempel flüchten würden.

Die Luftüberwachung meldete eine riesige Armee von Echsenreitern, die eine Herde gigantischer Käfer entlang der Grenze zwischen Wu-Shalin und Harislan durchs Grasland eskortierten. Aber wider Erwarten griffen die Feinde keine der Siedlungen der Ituri an, sondern marschierten in Richtung der untergehenden Sonne. Richtung Weltenbaum, erkannte Lissan-Thor mit Schrecken. Ghedon meinte, dies seien dieselben Käfer, die einst den Sirronlin seiner Familie zerstörten.

„Dann ist jetzt die Zeit des Abschieds gekommen. Wir müssen zum Weltenbaum und sie aufhalten. Unser Regiment ist vielleicht die letzte Linie der Verteidigung, die Wu-Shalin noch hat."

Hekkit war nicht erbaut über Lissan-Thors Entscheidung. „Ihr hattet eingewilligt, dass diese Bogenschützen für Harislan kämpfen würden, wenn wir euch Waffen und Asyl gewähren."

„Wird der Weltenbaum zerstört, wird großes Unheil über Tarra-Gon kommen. Ohne den Weltenbaum kann Wu-Shalin nicht überleben, und Harislan auch nicht, und Ihr wisst das, *Commissario*. Wir sind alle miteinander verbunden." Lissan-Thor zögerte, rechnete die Logistik in seinem Kopf aus. „Wir werden Luftschiffe brauchen, um alle rechtzeitig dorthin zu schaffen."

Hekkits Fell sträubte sich. „Das ist ziemlich viel verlangt, findest du nicht? Der Rat wird niemals erlauben, dass ihr Luftschiffe von Harislan abzieht, um einen „Familienbesuch" zu machen, wie sie es ausdrücken werden, wenn wir jederzeit angegriffen werden können!"

„Dann werden wir reiten müssen. Pferde sind über kurze Strecken schneller als jedes Luftschiff, aber nicht so ausdauernd, und sie können nichts über Flüsse und Berge hinwegfliegen."

Hekkit stieß geräuschvoll die Luft aus. „Nun gut. *Ein* Luftschiff. Das ist mein letztes Angebot. Ich werde versuchen, den Start *eines* Luftschiffes zu autorisieren, in der Hoffnung, dass es wieder zurück ist, bis es der Heeresleitung in Kol Khossut auffällt, dass wir ein ganzes Regiment Bogenschützen verlegt haben. Wahrscheinlich wird es mich den Kopf kosten. Auch ich muss mich vor jemandem verantworten."

„Ich danke dir", sagte Lissan-Thor ernst. „Ich wünsche dir alles Gute." Er nickte Ghedon zu und wandte sich zum Gehen.

„Dann müssen wir auch Abschied nehmen, Lissan", sagte Ghedon. „Ich werde bei den Ituri bleiben. Für immer."

Lissan-Thor zögerte. Er schien ein halbes Dutzend verschiedener Erwiderungen zu verwerfen, bis er sich schließlich für ein einfaches „Bist du dir sicher?" entschied.

„Ich bin mir sicher. Hier fühle ich mich zum ersten Mal zu Hause. Außerdem könnt ihr nicht all die Verwundeten und Kinder auf einem Schiff mitnehmen. Sie werden später nachkommen."

Lissan-Thor schaute ihn einen langen Moment an. „Kein Liolin kann allein sein", sagte er leise. „Was ist, wenn der Sirronlin in ihrem Botanischen Garten eingeht?"

„Ich will dir etwas verraten, was ein Geheimnis bleiben muss. Ich hatte dir gesagt, dass meine Mutter viel umhergewandert ist. Sie war eine Außenseiterin. Sie konnte sich nie mit den Sirronlin verbinden. Die anderen Liolin spürten, dass sie anders war. Und auch ich… bin anders… ich glaube, ich brauche die Kristallbäume nicht. Als wir im Tempel waren, habe ich rein gar nichts gespürt."

Kapitel 8 Am Ende des Seins

Lissan-Thor kehrte dem Land der Ituri den Rü-

cken. Ein letztes Mal flog er mit dem Wind, in einem Wettlauf mit den Armeen des Feindes. *Capitano* Kourosh setzte Lissan-Thor und seine Krieger beim Weltenbaum ab. Der Ituri schaute den Liolin hinterher, wie sie in der dunklen Öffnung der Höhle verschwanden. Und das sollte das letzte Mal sein, dass sie einander sahen.

Als Lissan-Thor den Tempel betrat, erinnerte nichts mehr an die heilige Stille, die hier einst geherrscht hatte. Tausende von Liolin hockten, standen und lagen zusammengedrängt im Tempel und in den angrenzenden Höhlen im Fels des Kraters, aber niemand wagte, sich im Geäst des Weltenbaumes selbst niederzulassen oder den Krater länger als nötig zu verlassen. Es herrschte drangvolle Enge und der Gestank der Angst. Selbst die sanften Lichtwellen, die von den Fäden des Baumes ausgingen, vermochten nicht, die Beklemmung und Verzweiflung zu lindern, die Lissan-Thor erfassten.

Nur die dreizehn Priester saßen regungslos und in Trance zwischen den leuchtenden Ästen im Dickicht rund um den schwarzen Pfuhl. Mit Erstaunen sah Lissan-Thor, dass er eines der Gesichter kannte. Es war der verkrüppelte Zirro-San. Auch ihm hing nun eines der Amulette auf der Brust, und ein Fadenbündel im Nacken. Wie kam der Quain hierher?

Mit hämmerndem Herzen drängte sich Lissan-Thor durch die Menge, auf der Suche nach seiner Frau. Er betete, dass sie den Fall von Yin-Talin-Me überlebt hatte, verfluchte sich, dass er sie je allein gelassen hatte. Seine Rufe gingen im allgemeinen Stimmengewirr unter, das noch anschwoll, als man ihn erkannte. Die Liolin begannen seinen Namen zu skandieren. Und dann sah er plötzlich Lirrsas Gesicht in der Menge, und sie lag in seinen Armen. Er zog sie eng an sich und vergrub sein Gesicht in ihrem Haar.

„Lissan-Thor!“ Sorun-Tejs Stimme riss ihn aus dem Moment. Er sah, wie die Liolin eine Gasse bildeten, um Sorun-Tej Platz zu machen. Der Mann sah um fünfzig Jahre gealtert aus, aber er hielt sich aufrecht. Mit einer Geste seines Armes wies er auf das Grüppchen von Bewaffneten mit ihren Langbögen. „Feldherr, Ihr lebt! Und Ihr habt uns eine Armee gebracht.“ Lissan-Thor, der wusste, wie eine echte Armee aussah, schwieg dazu. Stattdessen sagte er, „Yin-Talin-Me… ist gefallen?“

Sorun-Tejs Augen verengten sich in erinnertem Schmerz. „Die Stadt musste aufgegeben werden.“ Sein Tonfall machte klar, dass er es nur als einen vorübergehenden Rückschlag ansah.

Eine verschleierte Hüterin kauerte bei einem mit Wasser gefüllten Tonkrug. „Eine einzige Knospe… das ist alles, was von der Traumblume gerettet werden konnte“, klagte sie.

Sorun-Tej, der Herrscher über alle Liolin, aber sprach zu seinem Volke: „Fürchtet euch nicht! Auch wenn der Feind so zahlreich ist, wie die Blätter des Waldes und die Grashalme der Ebene, wir werden ihn bezwingen, denn Jada-Win ist unser Gott. Und er ist mit uns!“

Ein dumpfes Grollen, mehr fühlbar als hörbar, drang aus der Tiefe. Sorun-Tej erhob seine Stimme, „Solange dieser Tempel steht, wird Tarra-Gon gerettet werden! So ist es prophezeit!“

Ein Beben ging durch den Tempel. Die Bewahrer des Weltenbaums schrien in greller Pein auf und sackten zuckend zusammen, Zwei der ältesten Männer blieben regungslos liegen. Abermals brandete eine Welle der zähflüssigen schwarzen Substanz gegen das Ufer. Diesmal aber peitschten keine Fäden auf die Welle ein. Mit brachialer Gewalt überflutete sie den Weltenbaum, kochte überall da auf, wo sie die Stämme und Äste berührte. Einem kleinen Teil der Substanz gelang der Durchbruch, der Rest floß in den Pfuhl zurück. Augenblicke später begannen die Fäden wieder zu peitschen. Aus der Substanz jenseits des Weltenbaumes aber formte sich die Gestalt eines finsteren Kämpfers, gehüllt in einen schwarzgoldenen Panzermantel und einen schwarzen Kaputzenhelm.[7]

Unter lautem Geschrei wichen die Liolin zurück vor dem Wesen, das sich so plötzlich in ihrem Heiligtum manifestiert hatte. Lissan-Thor schob sich durch das Gedränge nach vorn, eine Hand am Schwertknauf. War dies der Feind, von dem die Priester gesprochen hatten?

Die schwarzgerüstete Gestalt vor ihm ähnelte der eines Liolin, war jedoch um einen ganzen Kopf größer, und wuchtiger gebaut. Die Hautfarbe konnte man nicht erkennen, denn Rüstung, Mantel, Helm und Handschuhe bedeckten das Wesen lückenlos von Kopf bis Fuß. Metallene Kettenglieder glänzten mattgolden im silbernen Licht des Weltenbaumes. Das Visier des Helms wandte sich den Liolin zu. Lissan-Thor glaubte, ein blassblaues Glühen hinter den Sehschlitzen ausmachen zu können.

---

[7] aus: Harald Schäfer, *Maraneiras Brief*

Die Gestalt hob beschwichtigend die fünffingrigen Hände. „Fürchtet euch nicht.“ Die Stimme war tief und wohlklingend, trotz des Helms klar und volltönend. Sie hallte unter der weiten Kuppel des Tempels nach wie eine große Glocke, die angeschlagen wird und deren Echo noch für einen Moment in der Luft schwebt. Ein Schweigen fiel über die Menge der versammelten Liolin.

Der Fürst der Tiefe trat vor Sorun-Tej und das Volk der Liolin. Die Sonne Tarra-Gons verfing sich in den goldenen Verzierungen seines Mantels und überstrahlte dessen Schwärze, und seine Stimme hallte wie Donnergrollen und jedem war, als würde sie allein die Wahrheit verkünden.

„Höret meine Worte, oh stolzes Volk der Liolin, ich allein bin es, der Euch zu retten vermag. Denn Jada-Win, Euer Gott, liegt im Staube vor Dia-Nare. Gebrochen ist seine Macht. Dia-Nares Horden aber werden Euch hinwegfegen vom Antlitz Tarra-Gons, schänden werden sie Eure Weiber und tausend Qualen werden sie über Eure Kinder bringen. Ich aber sage Euch, wer jetzt mit mir gehet, dem sei ein neues Leben geschenkt, in einem Reich mit blauen Wäldern, das da einst heißen wird WU-SHALIN, so wie Ihr dieses Reich Wu-Shalin nennt.“[8]

„Nein!“ schrie Zirro-San. „Diese Masse, aus der Ihr gekommen seid, sie ist etwas Abscheuliches, das abgrundtief Böse! Ich habe es gespürt! Der Weltenbaum war Euer Gefängnis!“

„Du armer Narr“, erwiderte Morguun sanft. „Es ist wahr, ich komme von einer anderen Welt. Ich existiere auf vielen Welten. Euer Gott hat euch so erschaffen, dass ihr alles, was nicht von Tarra-Gon ist, als unheilig empfinden müsst. Zum Beweis meiner guten Absichten werde ich eure Feinde vernichten.“

Er ging hinaus, allein, und stellte sich den auf den Tempel anrückenden Horden in den Weg. Stundenlang wogte die Schlacht. Aber so oft die Gegner auch Morguun schlugen, seine Rüstung schien unzerstörbar und sein Körper heilte von jeder Verletzung. Er sank in den Boden wie ein Tautropfen und wuchs hinter ihnen erneut empor, und jedes Mal schlug seine Waffe furchtbare Breschen in ihre Reihen, bis keiner mehr übrig war.

Aber als die Sonne aufging, offenbarte sich, dass der Wald starb. Tote kahle Bäume reckten ihre Äste empor, der Boden war stinkender Morast bis zum Horizont. Die Liolin weinten und klagten.

Morguun sprach zu ihnen, „Wir können ein neues Wu-Shalin errichten, auf einer anderen Welt, fern von hier. Ich kann euch retten, aber ihr müsst den Weltenbaum stürzen und die Substanz von Mhjin befreien. Denn damit ich euch mit mir durch das Weltentor nehmen kann, müsst ihr wiedergeboren werden. Gebt euch ihr hin, und werdet wiedergeboren.“

„Nein! Ich bin euer Herrscher! Ich *befehle* euch…“ Sorun-Tej versuchte ein letztes Mal, sich Gehör zu verschaffen, aber die Liolin drängten mit aus Verzweiflung geborenem Zorn auf ihn ein und drohten ihm mit dem Tod, wenn er nicht schweigen würde. Sie ergriffen auch die Bewahrer und zerrten sie von dem göttlichen Baum fort.

Mit allem Werkzeug, dessen sie habhaft werden konnten, ja mit bloßen Händen erhoben sich die Liolin gegen den Weltenbaum und zerstörten ihn, bis das silberne Licht in ihm zu erlöschen begann. Da wallte die Substanz mächtig auf und verschlang die Liolin, einen nach dem anderen, und spuckte sie verändert wieder aus.

In Lirrsas Augen las Lissan-Thor eine stille Bitte. „Lissan“, sprachen ihre Hände, „was bleibt uns hier noch? Wenn du mich liebst, wenn du bei mir sein willst, wenn dein Kind geboren wird, dann komm mit uns.“ Sie ergriff Lissans Hand und legte sie auf ihren Bauch, der sich bereits rundete. Er beugte sich zu ihr und küsste sie ein letztes Mal. Und gemeinsam gingen sie in ihr Schicksal ein.

Morguuns Blick blieb auf Zirro-San liegen, der auf dem schwarzen Steinfußboden kauerte und blicklos auf die Überreste des Weltenbaumes starrte. Der im Krieg verkrüppelte Liolin schaute zu ihm auf. „Was soll aus mir werden? Welche Zweck haben wir Bewahrer jetzt noch?“ Morguun schwieg. Nach einem Augenblick schüttelte Zirro-San den Kopf. „Ich kann niemandem mehr nützlich sein, Euch nicht, und nicht meinem Volk.“

Morguun streckte die Hand aus. „Komm mit uns. Ich kann deinen Körper wieder heil und ganz machen. Dein Volk braucht einen neuen Anführer, und es müssen Schlachten geschlagen werden in der neuen Welt.“

Hoffnung und Dankbarkeit glitten über Zirro-Sans vernarbtes Gesicht. Er löste das Amulett der Bewahrer, dass Wejari-Orn ihm übergegeben hatte, und legte es ehrerbietig zu Boden. Dann stand er auf und schritt mit hocherhobenem Haupt zu dem Pfuhl, wo

[8] aus: Harald Schäfer, *Maraneiras Brief*

ihn die wartenden Arme der Substanz umfingen.

Und als Zirro-San eingegangen war in die Einheit und wiedergeboren war, barg Morguun die Knospe der Traumblume unter seinem Mantel, das lebende Gedächtnis des Volkes der Liolin. Dann führte der Fürst der Tiefe seine Liolin hinaus aus dem Tempel und zur Zitadelle des Lichts, einer neuen Welt entgegen. Und die Horden Dia-Nares sanken vor Morguuns Antlitz tot zu Boden, denn er nahm sich nun zurück, was er Dia-Nares Kreaturen eingepflanzt hatte, bis die Göttin allein am Weltentor stand, hilflos und furchtbar in ihrem Zorn, als die Substanz, die sie als Werkzeug ihrer Gier zu beherrschen geglaubt hatte, sich gegen sie wandte. Morguun sprach ein Wort der Macht, und die um ihren Sieg Betrogene zuckte zurück. Der Weg durchs Weltentor stand Morguun offen.

Über dem Krater und dem Tempel jedoch erhob sich der Rest Jada-Wins, der den Weltenbaum beseelt hatte. Strahlend wie ein Stern, rasend vor Wut, wandte er sich gegen die klagenden Liolin, die zurückgeblieben waren, Sorun-Tej und die Priester, seine Gläubigen. Ihre Körper wurden Stein, unbeweglich verschmolzen mit dem Berg, und ihren Geist stieß er in die Dunkelheit ewiger Pein. „Tausend Jahre sollt ihr für euren Frevel büßen, und die Welt, in der ihr einst erwachen werdet, soll eine andere sein.“ Dann flog er hinaus, um seine Schwester zu bestrafen, und der Kampf der Göttergeschwister erschütterte Tarra-Gon, bis Dia-Nare geschlagen war. Aber im Sieg fand auch das Seelenbruchstück Jada-Wins den Tod, und so verwehten zuletzt beide Geschwister zwischen den Sternen.

Epilog

In der Zeit der Finsternis schlüpfte die Substanz von TARRA-GON durch das Weltentor nach MAGIRA. An welchem Ort sie damals auftauchte, läßt sich nicht mehr nachvollziehen. Eine Ära des Chaos hatte sich über die Welt gesenkt. Clanthonische Legenden sprechen von einem Weltentor in der Tiefebene von Sambur. Im Jahr 1050 nach Kreos, zu Beginn des Zeitalters der Finsternis, bildeten sich in Hazzôn aus dem Nichts mehrere unerklärliche Weltentore, aus denen Heerscharen von Nagai mit ihren Reitdrachen auftauchten.
Der Fürst der Tiefe und die Liolin riefen in einem Waldgebiet der Yddia das neue Wu-Shalin aus. Morguun plante, die Substanz von Mhjin, die im Turm von SARN eingekerkert war, zu befreien. Der Zeitpunkt schien günstig, da die Macht der Lichtgötter schwächer wurde und die Mythanen der Alten Welt erstarkten. Aber sein Versuch, auf magischen Pfaden unbemerkt auf den Kontinent der Alten Welt zu gelangen, wurde von den Lichtgöttern bemerkt. Sie schleuderten Morguun und die Armee der Liolin in den Turm von SARN und versiegelten sie dort zusammen mit der bereits vor eintausend Jahren im Turm gefangenen Substanz.

Ein Teil der Substanz, geistiger Führung beraubt, blieb jedoch im Boden von Wu-Shalin eingesickert und begann damit, die Pflanzen und Tierwelt der Wälder zu verändern, auch nachdem das Zeitalter der Finsternis geendet hatte. Schleichend breitete sich fremdartiges blaues Blattwerk aus. Bei den Narandi gingen Geschichten um von Silberkatzen, die menschliche Form annehmen können.

Morguun war es nicht möglich, den Turm von SARN physisch zu verlassen. Aber er fand einen Weg, sein Bewusstsein durch die Siegel zu projizieren, und es fand einen Menschen, der einen großen Splitter der Substanz in sich trug, und nistete sich in seiner Seele ein.

Dieser Mensch, der Lugarer Keanor, kam im Jahr 13 nach der Finsternis in die lugarische Hauptstadt Haradeik Rowenark und trat in die Dienste von Kiral Eadgil. Hier traf er auf Thorag, der die Essenz der Schattenlords in sich trug. Thorag versuchte vergeblich, die Substanz zu erwecken, aber die Magie der Siegelhüter erwies sich als zu stark. Erst mit Thorags und Keanors Selbstmord im Jahr 22 nach der Finsternis wandelten der Schattenlord und der Fürst der Tiefe frei auf MAGIRA.

ENDE

Tolkien und Oxford

Tanja Emmerich

J.R.R. Tolkien war einer der außergewöhnlichsten und einflussreichsten Autoren des 20ten Jahrhunderts. Zwei seiner Werke *„The Hobbit“* und *„The Lord of the Rings“* werden als Meisterstücke der Fantasy Literatur angesehen und sind in über 40 Sprachen übersetzt worden. Dabei wurde Tolkien in seinem Leben vor allem durch Orte geprägt, die ihm die nötige Inspiration verschafften. Er verbrachte einen großen Teil seines Lebens in Oxford, England. Wie es dazu kam und wie diese Stadt ihn beeinflusste war entscheidend für seinen Werdegang und den seiner literarischen Karriere.

Am Anfang

Der Name „Tolkien“ hat einen deutschen Ursprung (deutsch: tollkühn), was Tolkien selbst verband mit seinen eigenen Charakterzügen, sich selbst beschreibend als „auf dumme Weise clever“ oder „töricht mutig“. Aus diesem Grund benutzte er für sich selbst das Pseudonym „Oxymoron“. Die Familie väterlicherseits wanderte im 18ten Jahrhundert aus Sachsen ein, aber Tolkien sowie auch sein Vater, Arthur Reuel, sahen sich als strikt englische Bürger.

Arthur war ein Bankmanager und ging in den 1890ern nach Südafrika, da es dort eine bessere Aussicht auf Zuschüsse gab. Dort begegneter er Tolkiens Mutter, Mabel Suffield, deren Familie zwar nicht durch und durch nur englisch war, aber seit langem in den Midlands (deutsch: Mittelengland) lebten. John Ronald (oder einfach nur „Ronald“ für Familie and frühe Freunde) wurde daraufhin in Südafrika am 3. Januar 1892 geboren. Später hatte er an Afrika nur wenige aber sehr intensive Erinnerungen, wie zum Beispiel die Begegnung mit einer haarigen Wüstenspinne, die er noch Jahre später immer wieder in seinen Briefen erwähnte und die wohl auch einen gewissen Einfluss *auf „The Two Tower“* in der *Lord of the Rings*-Triologie hatte.

Sein Vater starb am 15 Februar 1896 und er und sein jüngerer Bruder Hilary kehrten nach England in die Midlands zurück.

Die westlichen Midlands waren zu Zeiten von Tolkiens Kindheit eine komplexe Mixtur aus trostlosem, industriellem Zusammenwachsen von Städten, wie Birmingham, und den durch und durch stereotypischen ländlichen Gegenden in England, wie Worcestershire und seine umgebenen Gebiete. Tolkiens Leben war zwischen diesen Beiden Gegensätzen hin und her gerissen. Während seine Familie und er am Rande der Stadt auf der Landseite in Sarehole lebte, würde er am Ende auf die King Edward’s Schule in Birmingham Zentrum gehen. Es gab keine öffentlichen Verkehrsmittel die von Sarehole zur Innenstadt führten worauf hin seine Mutter beschloss umzuziehen. Sein neues Zuhause lag nun an einem Bahnhof, was Ronalds Interessen in Sprachen beeinflusste, sah er doch jeden Tag Kohlezüge die nach und von South Wales kamen mit Zielorten wie „Nantyglo", „Penrhiwceiber" und „Senghenydd".

Tolkiens Familie führte generell ein Leben am Rande der Armut. Die Situation verschlechterte sich allerdings noch weiter im Jahre 1904, als Mabel Tolkien mit Diabetes diagnostiziert wurde, normalerweise tödlich in diesen pre-Insulin Tagen. Sie starb am 14 November des selben Jahres und lies zwei mittellose Weisenkinder zurück. Glücklicherweise war Ronalds Mutter eine treue Kirchenanhängerin gewesen und stand Vater Francis nahe, der nun die Führsorge für die beiden Jungen übernahm und sie unter anderem bei einer Frau Faulkner unterbrachte.

Zu dieser Zeit zeigte Ronald bereits außergewöhnliche Begabung für Linguistik. Er hatte Latein und Griechisch absolviert, die besten Grundvoraussetzungen für ein Studium in Geis-

teswissenschaften, und begann Gotik und später Finnisch zu lernen. Er war zu dieser Zeit bereits damit beschäftigt - als reines Hobby - seine eigenen Sprachen zu entwickeln. Er hatte außerdem eine Reihe von engen Freunden an der Kings Edward's Schule gefunden; in seinen späteren Schuljahren trafen sie sich regelmäßig als *„T.C.B.S."* (*Tea Club, Barrovian Society*, benannt nacht dem Platz Barrow Stones wo sie sich trafen). Sie blieben auch noch später in Kontakt und kommentieren und kritisierten bis 1916 gegenseitig ihre literarischen Werke.

Unabhängig von seinem literarischen Werdegang war ein Problem entstanden. Unter den Mieten von Frau Faulkners Haus war eine junge Frau namens Edith Bratt. Als Ronald 16 und sie 19 war, begannen die beiden eine Freundschaft, die sich am Ende vertiefen sollte. Schließlich reagierte Vater Francis darauf und verbat Ronald den Kontakt mit Edith für drei Jahre bis er 21 war. Roland unterwarf sich nur störrisch der Anweisung, aber leistete ihr dennoch folge.

Oxford und sein Leben als Student

Im Dezember 1910 befand Tolkien sich am Anfang an dem, was schließlich eine lange akademische Karriere werden würde. Er legte die Eingansprüfungen für die Universität Oxford ab und begann im Oktober 1911 sein Studium am Exeter College, wo er seinen Focus auf Altphilologie, Altenglisch, Germanische Sprachen (vor allem Gotik), Walisisch and Finnisch legte.

Exeter College

Exeter College war ein reines Männer College (Frauen waren erst ab 1978 zugelassen), welches sich auch noch heute im Herzen Oxfords zwischen Borad Street und Turl Street befindet. Für Tolkien, der ja aus ärmlichen Verhältnissen kam, bedeutete das, dass er das College als Stipendiat betrat. Viele seiner Kommilitonen auf der anderen Seite allerdings kamen von öffentlichen Schulen mit sozial wohlhabenden Hintergrund.

An diesem Ort begann Tolkien am kuriosen Studentenleben von Oxford teilzunehmen – etwas völlig anderes zu dem was er vorher kennen gelernt hatte. Sein Name war an eine Tafel in der Halle geschrieben, welches zu seinem Schlafzimmer führte. Er hatte sogar einen Diener, die man als sogenannte „Scounts" bezeichnete, und der ihm jeden morgen sein Frühstück brachte (einen Luxus den viele Oxfordstudenten heutzutage auch gerne in Anspruch nehmen würden, der allerdings trotz der hohen Studiengebühren außerhalb des Budgets liegt). Tolkien warf sich in das College Leben, spielte Rugby and trat verschiedenen Universitätsgesellschaften bei. Sein literarisches Interesse entwickelte sich weiter. Er las Klassiker, langweilte sich aber schnell mit Latein und Griechisch und fokussierte sich mehr auf Germanische Literatur.

Tolkien war ein gewissenhafter Student, obwohl er ungestüm sein konnte, wie viele junge Männer. Bei einer Gelegenheit entführte er eine von einem Pferd gezogenen Straßenbahn (bis 1912 gab es keine energiebetriebenen Busse), als Studenten laut in den Straßen umherzogen (was in Oxford klassisch als *„ranging the town"* bezeichnet wird und man mit dem Benehmen junger Leute an Fasnacht vergleichen kann, allerdings ohne Kostüme). Er füllte die Straßenbahn mit seinen Kommilitonen und führe sich durch die ganze Stadt bis zum Carfax Tower. Dort angekommen verlor Tolkien sein Interesse daran und weckte lieber die Studenten am angrenzenden College um sie mit einer belanglosen Rede zu beglücken. Somit kannte man in der Stadt zumindest seinen Namen, wenn er auch nicht den besten Ruf besaß.

In 1913, im Alter von 21 Jahren, begann Tolkien erneut eine Beziehung mit seiner Kindheitsliebe Edith Bratt. Er absolvierte außerdem

Carefax Tower

dann seine Examen, scheiterte aber im 4ten Jahr in Oxford daran seine hoch erwarteten „First Class“[9] Resultate zu bekommen. Dr. Farnell, der Direktor des Exeter Colleges, erkannte außerdem Tolkiens eigentliches Interesse an alten Englischen und Germanischen Sprachen. Er sorgte dafür, dass Tolkien seine Fächer wechseln konnte, so dass es nun Englisch und Literatur mit Spezialisierung auf Altnordische Sprachen, studieren konnte. Dieser Wechsel entsprach seinen Interessen und Begabungen. Er entdeckte zu dieser Zeit das Gedicht *„Crist of Cynewolf“*, was ihn vor allem aufgrund der kryptischen Reimpaarung faszinierte:

Eálá Earendel engla beorhtast
Ofer middangeard[10] monnum sended

(Hail Earendel brightest of angels,
Over Middle Earth sent to men)

Dies inspirierte einige seiner sehr frühen und unvollständigen Versuche alte Sprache und Schrift in Versform zu bringen.

Zu der Zeit ging es in seiner Beziehung zu Edith besser. Sie konvertierte zum Christentum und zog nach Warwick, welches mit seinem Schloss und seiner schönen Umgebung einen starken Eindruck auf Tolkien machte. Während das Paar sich näher kam sah es bei dem Rest der Welt immer düsterer aus und im August 1914 brach schlussendlich der Krieg aus.

Krieg und verlorene Geschichten

Im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen hatte Tolkien es nicht eilig dem Krieg bei zu treten und kehrte zunächst nach Oxford zurück, wo er hart arbeite und im Juni 1915 seinen „First Class Honours“ Abschluss im Sheldonian Theatre an der Broad Street machte – demselben Gebäude wo auch noch heute die Studenten ihre Abschlussprüfungen haben.

Sheldonian

Zu dieser Zeit arbeitet er an verschiedenen poetischen Projekten und er begann eine Sprache zu entwickeln, die er *Qenya* nannte. Sie war stark vom Finnischen beeinflusst, allerdings empfand er sie noch nicht als ausreichend gut genug.

Tolkien schrieb sich im Jahre 1915 dann doch für die Armee ein. Er hatte zuerst ein intensives Training zu absolvieren, dass in den Parks der Universität Oxford stattfand. Seine offizielle Militärkarriere startet er dann als zweiter Leutnant im Sommer 1915 im *13ten Lancashire Fusiliers*. Für viele Monate war Tolkien in Staffordshire in langweiliger Ungewissheit untergebracht, wo er die Basistaktiken der Kriegs-

---

[9] **First-class honours** (oft auch einfach bezeichnet als “first”) ist in England die höchste Auszeichnung die man bei Prüfungen an der Universität bekommen kann. Normalerweise erreichen um die 15% von allen Kanditaten die nötige Punktzahl für die Auszeichnung.

[10] **Middangeard** war ein alter Ausdruck für die alltägliche Welt zwischen Himmel und Erde

führung erlernte. In 1916 begann er eine Ausbildung als Fernmeldeoffizier, ein Beruf der besser zu seinen Sprachfähigkeiten passte.

Tolkien wurde schließlich aufgefordert nach Frankreich zu gehen. Bevor er sich allerdings dort hin begab hatte er noch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. So heiratete er Edith in Warwick am 22 März 1916.

Die Beiden waren gerade einmal zwei Monate verheiratet als Tolkien zum aktiven Dienst an die Westfront einberufen wurde, gerade zur Zeit der Sommerschlachten. Diese Zeit würde später sein Schreiben beeinflussen und die Kriegsszenarien in seinen Werken. Nach vier Monaten rein und raus aus dem Schützengraben erkrankte er am „Schützengrabenfieber“, eine Form des Typhuserkrankung, auf Grund der unhygienischen Bedingungen. Daraufhin wurde er im frühen November nach England zurück gesandt, wo er 6 Monate im Krankenhaus in Birmingham verbrachte. Um die Zeit vor Weihnachten hatte er sich teilweise erholt und zog zu Edith nach Staffordshire, wo er begann *„The Book of Lost Tales“* zu schreiben.

Während dieser letzten Kriegsmonate waren alle bis auf einen seiner engen Freunde des *„T.C.B.S.“* getötet worden. Teilweise als Erinnerung an sie, aber auch aufgrund seiner prägenden Erlebnisse aufgrund des Krieges hatte Tolkien bereits angefangen seine Geschichten zusammen zu tragen.

Zwischen 1917 und 1918 trat seine Krankheit immer wieder auf, obwohl die Zeiten, in denen es ihm gut ging ihm ermöglichten im Inlanddienst in verschieden militärischen Camps tätig zu sein. Er wurde daraufhin in Hull stationiert, wo er und Edith immer in den Wälder spazieren gingen. Dort fand er die Inspiration für die Geschichte von *Beren* (mit dem er sich selbst assoziierte) und *Lúthien* (als Edith). Ihr erster Sohn, John Francis Reuel, wurde bereits am 16 November 1917 geboren.

Rückkehr nach Oxford

Als die Waffenruhe am 11 November 1918 unterzeichnet wurde, hatte Tolkien sich bereits umgehört nach Arbeit im akademischen Bereich in Oxford. Er kontaktierte William Craigie, der sein Lehrer in Isländischer Sprache gewesen war und der zu diesem Zeitpunkt am *New English Dictionary* (the „Oxford English Dictionary"; Wörterbuch) arbeitete. Bei ihm bekam er einen Job als Assistent Lexikograph, wobei er hauptsächlich mit Wörtern arbeitete, die mit einem „W“ begannen. Die Arbeit fand am „Old Ashmolean“ Gebäude direkt neben dem Exceter College statt.

Zu dieser Zeit hatte er auch zum ersten mal eine öffentliche Lesung von einer seiner Geschichten aus *Lost Tales* (*The fall of Gondolin*) am Execter College Essay Club. Im Publikum saßen unter anderem Neville Goghill und Hugo Dyson, zwei zukünftige *„Inklings“* (Schreiberlinge).

Tolkien arbeitet allerdings nicht lange am Oxford Dictionary. Im Sommer 1920 bewarb er sich für eine Position als „Senior Reader“ (was im deutschen ungefähr einem Assistenzprofessor entspricht) in English and der Universität Leeds und wurde zu seiner Überraschung angestellt. In Leeds gab er Unterricht und kollaborierte mit E.V. Gordon an der berühmten Ausgabe von *„Sir Gawain and the Green Knight“*. Er schrieb auch *„The Book of Lost Tales“* weiter und erfand zu diesem Zeitpunkt die Elbischen Sprachen (*„Elvish“*).

In Leeds bekamen Tolkien und Edith noch zwei Söhne: Michael Hilary Reuel im Oktober 1920 und Christopher Reuel in 1924.

Von der Position als Reader war Tolkien allerdings an sich enttäuscht, weswegen er sich erfolgreich als Anglosächsischer Professor an der Universität Oxford bewarb.

Professor Tolkien

Für Tolkien war es wie nach Hause zu kommen, als er nach Oxford zurück kehrte. Er passte außergewöhnlich gut in die männliche Welt des Unterrichtens, der Forschung und dem Austausch von literarischen Ideen und Veröffentlichungen.

Er selbst veröffentliche allerdings sehr selten, etwas dass problematisch war zu einer Zeit, wo Angestellte nach Quantität und nicht Qualität beurteilt wurden. Wie auch immer, sei-

ne seltenen akademischen Veröffentlichungen hatten oft einen extremen Einfluss, am meisten sein Vortrag über *„Beowulf, the Monsters and the Critics“*.

Ansonsten war sein akademisches Leben eher unscheinbar. In 1945 wurde er Professor für Englische Literatur, was er bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1959 blieb. Neben all seiner Arbeit für die Veröffentlichung seiner Werke war er Lehrer für Studenten und spielte eine wichtige aber nicht außergewöhnliche Rolle für die akademische Politik und Verwaltung in Oxford.

Sein Familienleben war ziemlich unkompliziert. Edith gebar ihr letztes Kind und einzige Tochter, Priscilla, in 1920. Tolkien wurde es zur Gewohnheit Geschichten für seine Kinder zu erzählen.

Tolkiens soziales Leben auf der anderen Seite war alles andere als unscheinbar. Er wurde bald ein Gründungsmitglied einer Gruppe von Leuten, die sich die *„Inklings“* (Schreiberlinge) nannte und ähnliche Interessen, wie er vertraten. Der Name stand im Zusammenhang mit dem Schreiben und Klang des Anglosächsischen. Zu prominenten Mitgliedern gehörten Neville Coghill und Dyson, sowie Owen Barfield, Charles Williams und vor allem C. S. Lewis, der Tolkiens engster Freund wurde. Die Inklings trafen sich regelmäßig für Konservation, Lesungen ihrer Arbeiten und auf eine Bier im Pub *The Eagle and Child*, den es auch heute noch an der gleichen Stelle steht.

The Eagle and Child

Von Geschichtenerzählern und von Hobbits

In dieser Zeit entwickelte Tolkien seine Mythologie und Sprachen weiter. Wie bereits erwähnt erzählte er seinen Kindern Geschichten, die nach seinem Tod unter anderem als *Mr. Bliss, Roverandom* veröffentlich wurden.

Nach seiner eigenen Erzählung hin fand er eines Tages, als er Examen von seinen Studenten korrigierte (eine Aufgabe die er zerstörerisch für die Seele empfand), einen Kandidat der eine Seite auf dem Antwortenblatt leer gelassen hatte. Auf dieser Seite, was für ein Teufel ihn da auch geritten haben mag, schrieb er *„In a hole in the ground there lived a hobbit“* (In einem Loch im Boden, da lebte ein Hobbit).

Wie für Tolkien typisch, musste er nun natürlich herausfinden was genau ein Hobbit eigentlich war, in was für einem Loch er wohnte und warum er in dem Loch wohnte. Von dieser Recherche, die von diesem einen Satz ausging, erzählte er seinen Kindern eine Geschichte. In 1936 bekam Susan Dagnall, eine Angestellte im Verlag von George Allen Unwin, ein unvollständiges Manuskript vom *Hobbit* in die Hände. Sie bat Tolkien darum es zu Ende zu bringen und präsentierte die komplette Geschichte Stanley Unwin, dem Vorsitzenden des Verlags. Er las sie seinem 10 Jahre alten Sohn Rayner vor, der begeistert war und so wurde *„The Hobbit“* im Jahre 1937 veröffentlicht. Es wurde unmittelbar zum Erfolg und ist seitdem auf den Empfehlungslisten für Kinder. Das Buch war so erfolgreich, dass Stanley Unwin Tolkien nach weiterem ähnlichen Material fragte.

Zu dieser Zeit hatte Tolkien damit begonnen sein *Legendarium* auf eine, was er dachte, präsentierbare Version zu bringen. Er nannte es nur *Quenta Silmarillion*, oder kurz *Silmarillion*. Er stellte Unwin Teile seines vollständigen Werkes vor, der es seinem Lektor gab, welcher gemischt auf Tolkiens Geschichten reagierte. Er lehnte die Gedichte ab und befürwortete die Prosa (das Material war die Geschichte von Beren und Lúthien). Alles in allem wurde aber entschieden, dass das Werk noch nicht kommerziell publiziert werden konnte. Unwin gab diese Nachricht taktvoll an Tolkien weiter, bat ihn aber dennoch darum eine Fortsetzung zu *„The Hobbit“* zu schreiben. Tolkien war enttäuscht über die Ablehnung von *„The Silmarillion“*, entschied sich aber dafür die Herausforderung für *„The New Hobbit“* anzunehmen. Dieses entwickelte sich sehr bald in etwas viel Größeres als bloß ein Kinderbuch und nach 16

Jahren, wurde es bekannt als *„The Lord of the Rings“.* Es genügt wohl zu sagen, dass der nun erwachsene Rayner Unwin tief in den späteren Entwicklungsprozess involviert war. Es ist ihm zu verdanken, dass das Buch am Ende veröffentlich wurde, allerdings als Trilogie zwischen 1954 und 1955. Tolkien und seine Verleger hatten alle die Reaktion der Öffentlichkeit unterschätz und den Erfolg der damit kam.

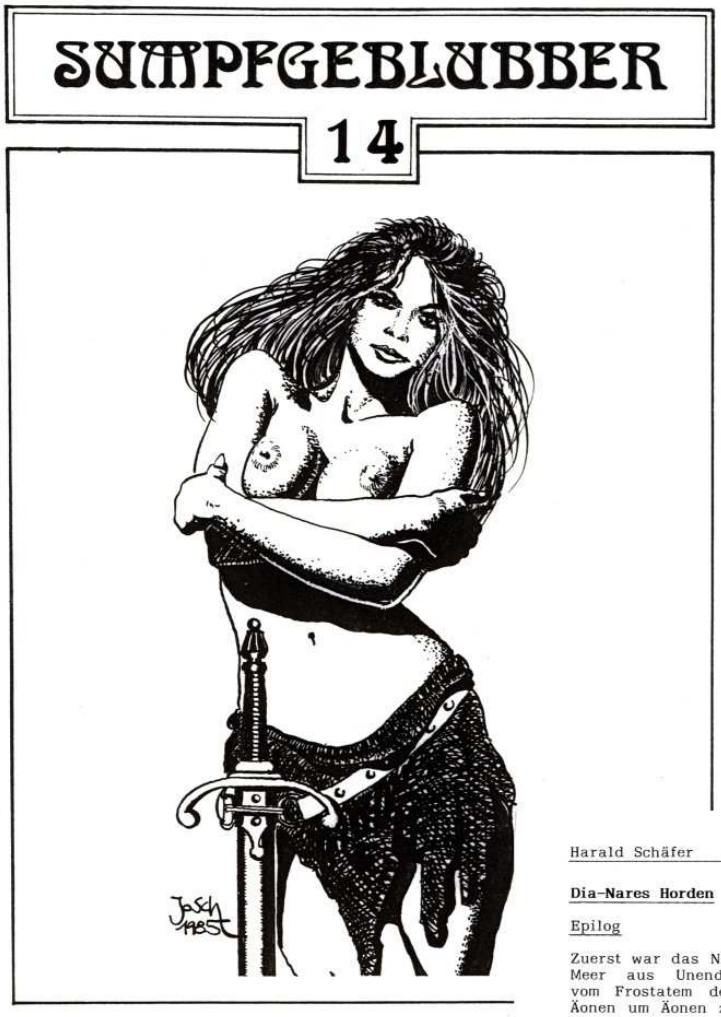
Exeter College - Aussenseite

AM ENDE

Nach seiner Pensionierung im Jahr 1959 zogen Edith und Ronald nach Bournemouth. Als Tolkiens Frau am 22. November 1971 allerdings starb, ging er dann wieder nach Oxford zurück. Tolkien verstarb 2 Jahre später am 2. September 1973. Er und Edith sind zusammen begraben in einem kleinen Vorort von Oxford.

Vier Jahrzehnte nach seinem Tod ist das Interesse and seinen Werken durch Verfilmungen auf weitere Generationen übergegangen. Tolkien hat es geschafft was nur wenigen Autoren vergönnt ist – er hat ein literarisches Erbe geschaffen, dass Tausende anderer Autoren für ihre Werke inspiriert hat.

Exeter College – Rückseite



Harald Schäfer — Dia-Nares Horden

Dia-Nares Horden

Epilog

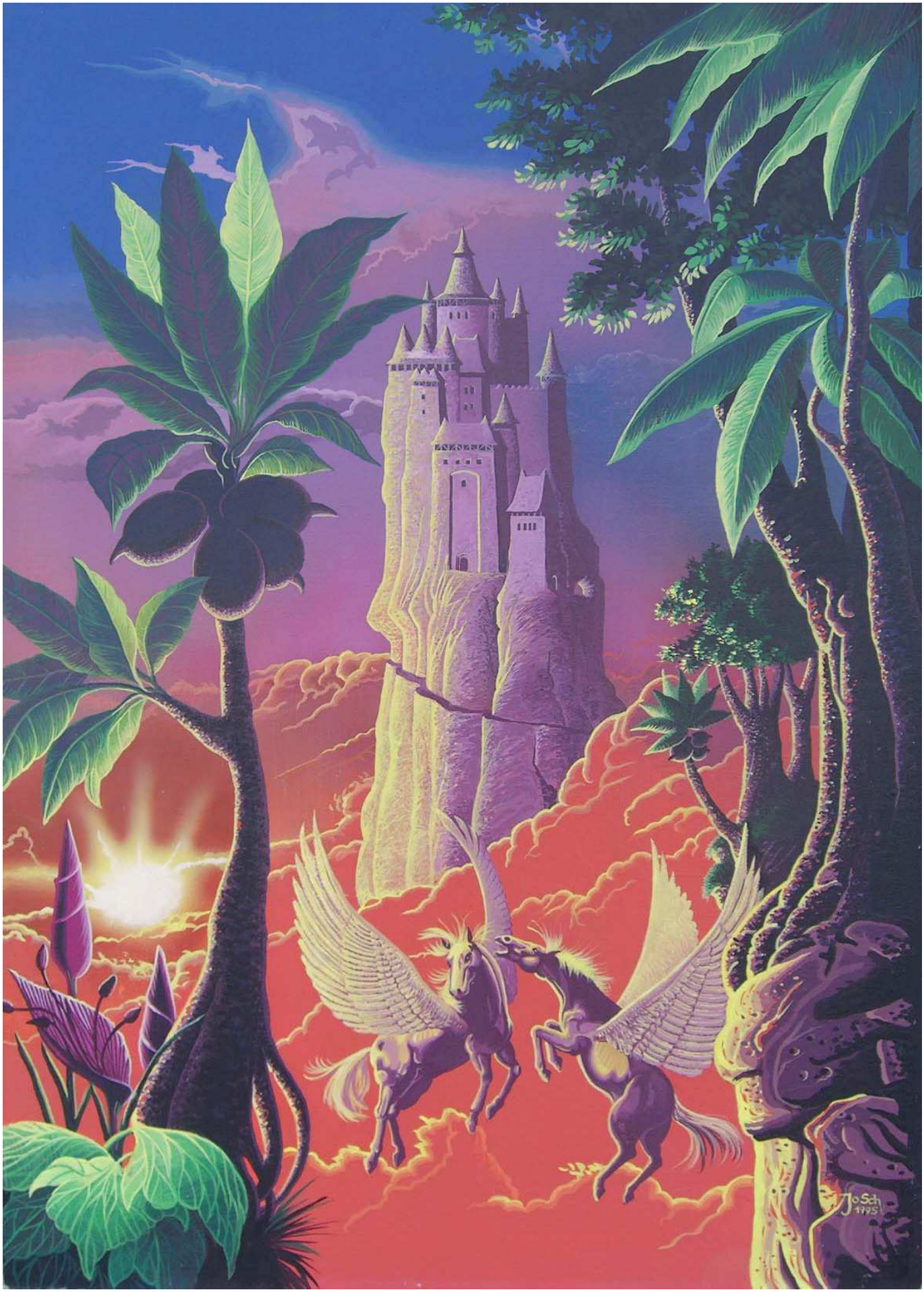
Zuerst war das Nichts, ein schwarzes Meer aus Unendlichkeit durchwirkt vom Frostatem der finsteren Götter. Äonen um Äonen zog die Präsenz des Bösen auf seinen gischtenden Wogen vorbei, fernen Gestaden, den Ufern des Guten, des Reinen entgegen. Und Äonen währte es bis es den guten Göttern gelang, die anbrandenden dunklen Heerscharen zurückzuwerfen, und ihrerseits Bastionen des Lichts in dem unendlichen Ozean der Finsternis zu errichten.

Jada-Win aber, der Weltenschöpfer, erschien in diesem Sektor der wogenden Schwärze und brannte sie mit dem Feuerball von Sia-Lahi, der Fruchtbaren, der Lebensspenderin. Dann erschuf er Yaen-Min, den Bewahrer der Nacht, und das Juwel unter den Welten - Tarra-Gon. Aus den Schmiedefeuern der Macht formte er Berge und Täler, ließ Meere, Flüße, Sümpfe, Wiesen, Wälder und Wüsten entstehen, erschuf Kreaturen, die Erde, Wasser und Himmel bevölkerten. Als dies alles so wohlgestaltet war, daß es ihm gefiel, wandte er sich dem Höhepunkt seiner Schöpfung zu. Die Völker Tarra-Gons entstanden unter seiner göttlichen Hand, darunter auch das Volk der Liolin. Jada-Win teilte ihm ein Gebiet auf Tarra-Gon zu und verbot ihm, dessen Grenzen zu übertreten. Des Weltenschöpfers Wille war es, ein Segment der vielen Kulturen zu schaffen. So sollte sich jedes Volk isoliert von allen anderen entwickeln. Und so geschah es.
Die Liolin nannten das Gebiet, welches ihnen ihr Gott anvertraut hatte, Wu-Shalin, das Reich der blauen Wälder. Sie selbst gaben sich den Namen "Kinder des Waldes". Und Kinder des Waldes waren sie. Sie lebten mit den Sirronlin, den Kristallbäumen, in Symbiose, wohnten in den Hohlräumen, die die Bäume ihnen schufen, und säuberten dafür die Stämme von den gefährlichen Sirrontra, den Kristallbohrern.
Die schmächtigen, 5-Ellen-großen Liolin wurden durch ihre hochliegenden Behausungen zu gewandten Kletterern. Dies und ihre blaue Hautfarbe, die sie mit den Stämmen des Waldes verschmelzen ließ, befähigte sie zu exzellenten Jägern.
Ihre typische Jagdwaffe war der Bogen, der sich wegen des fehlenden Unterholzes sehr gut in den blauen Wäldern nutzen ließ. Jedoch ernährten sich die Kinder des Waldes nicht nur von Wildbret sondern auch von den Früchten der Bäume.
Große Gemeinschaften, wie Dörfer oder Städte kannten die Liolin nicht. Sie wohnten in lockeren Verbänden von höchstens fünf Sippen zusammmen. Sie kannten keine Oberhäupter, niemand, der Befehle erteilen wollte. Sie lebten frei und ungebunden. Neben der Jagd, waren noch das Weben der Rulintan, der Wollbaumfäden, zu Kleidungsstücken und das Bearbeiten von Metallen aus den Erzlagern im Gebirge zu Pfeilspitzen, Dolchen und Schmuck kulturspezifisch.
So lebten die Kinder des Waldes glücklich und zufrieden. Dies hielt an bis zu jenem unglückseligen Tag, an dem Dia-Nare, eine Göttin der Finsternis und Erzfeindin Jada-Wins, die Tore Urs-Larns öffnete und ihre dunklen Kreaturen über Tarra-Gon herfielen.

Angriff der Bestien

1. Teil des Tatsachenberichts von Lissan-Thor aus der Familie der Laho-te-Thor, heute Feldherr unter Sorun-Tej, Herrscher des Reiches Wu-Shalin:

Ich war ihm auf der Spur. Gewandt griff ich nach dem schenkeldicken Ast des Moosfadenbaumes, saugte mich mit den knotenartigen verdickten Enden meiner Finger daran fest und zog mich geräuschlos nach oben, bis ich rittlings auf seiner glatten Rinde saß. Einen Augenblick verharrte ich ganz still und lauschte in den jungen Morgen hinein. Außer dem leisen Vorsichhinsprudelns eines kleinen Bächleins war nichts zu vernehmen. Doch.....jetzt.....da war es wieder, jenes Geräusch, das mein Herz höher


JoSch
1995